Der

Graf von Moret.

Historischer Roman

von

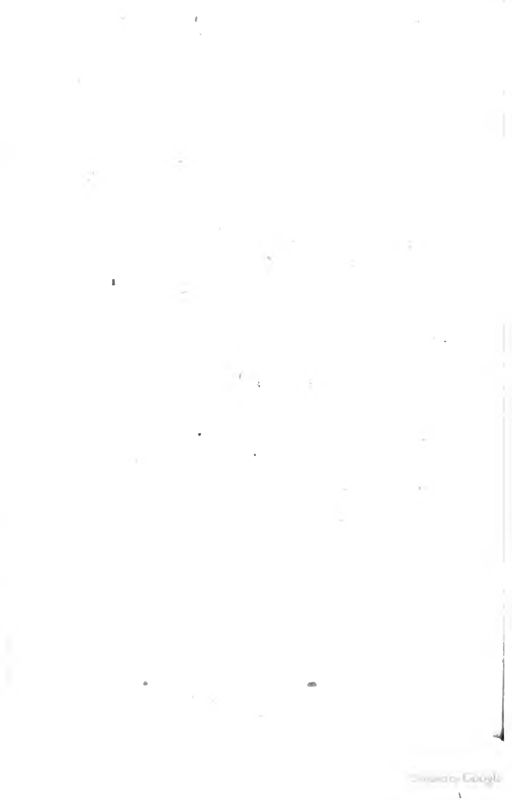
Alexander Dumas.

Autorisirte Ausgabe.

Vierter Theil.



Pest, Wien und Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1866.



I.

Die Lawine.

In eben dem Augenblick, als in dem Louvre der Rath gehalten wurde, den diesmal der Cardinal Richelieu berufen hatte, das heißt gegen eilf Uhr Morgens, erschien eine kleine Karawane, welche mit Tagesanbruch von Doulx ausgezogen war, am äußersten Ende der kleinen Stadt Exilles, welche an der Grenze Frankreichs liegt und zwischen sich und den piemontesischen Staaten nur noch den Flecken Chaumont hat.

Die Karawane bestand aus vier Personen, welche auf Maulthieren ritten.

Es waren zwei Männer und zwei Frauen.

In den zwei Männern, welche mit unverhüllten Gesichtern und in baskischer Tracht reisten, konnte man leicht zwei junge Leute erkennen, von denen der Aeltere 23, der Jüngere 18 Jahre zählen mochte.

Das Alter der beiden Frauen war schwerer zu bestimmen, da sie Kleider mit großen Capuzen trugen, welche ihr Gesicht vollkommen verhüllten, eine Vorsichtsmaßregel, die man eben so gut der Kälte zuschreiben konnte, als dem Wunsche, nicht erkannt zu werden.

In jener Zeit waren die Alpen nicht wie heute wegsam gemacht durch die prachtvollen Kunststraßen über den Simplon, den Mont Cenis, den St. Gotthart, und man gelangte nach Italien nur auf schmalen Stegen, auf denen kaum zwei Menschen nebeneinander gehen konnten, und man sich auf den sicheren Tritt der Maulthiere verlassen mußte.

Für den Augenblick war einer der beiden Reiter abgestiegen, und führte das Maulthier der jüngeren Dame am Zügel; da sie Niemand auf der Straße sah, als eine Art Hausirer, welcher der Karawane etwa um 500 Schritte voraus war, und ein mageres, mit Päcken beladenes Pferd vor sich hertrieb, hatte sie die Capuze ihres Kleides zurückgeschlagen und zeigte ihr reiches blondes Haar und den herrlichen Teint eines Gesichtes, dessen Frische ein Alter von kaum 18 Jahren verrieth.

Die andere Frau folgte, das Gesicht vollkommen in ihre Capuze eingehüllt, das Haupt gebeugt unter der Last der Gedanken und der Ermüdung. Sie schien auf ihr Maulthier nicht im Mindesten zu achten. Dieses Maulthier, welches auf einem schmalen Felsenrande dahinging und zu einer Seite die steil ansteigende, mit ewigem Schnee gekrönte Felsenwand, und zu der andern Seite den gähnenden Abgrund hatte, senkte von Zeit zu Zeit den Kopf und schien, wie es so vorsichtig einen Fuß vor den andern setzte, die Gefahr vollkommen zu begreifen, in die ein Fehltritt es bringen mußte.

Diese Gefahr war so drohend, daß der vierte Reisende, um sie nicht zu sehen, und vielleicht um jenem Dämon der Leere nicht zu verfallen, den man den Schwindel nennt und dem es so schwer ist, zu widerstehen, dem Abgrund den Rücken zuwendete. Der vierte Reisende war ein junger Mensch mit blonden Haaren, schlanker Taille, blitzenden Augen und einem von Jugend strahlenden Gesichte, hatte sich nach Weiberart auf sein Maulthier gesetzt.

Um sich und die Gesellschaft zu zerstreuen, that er noch mehr. Er sang ein lustiges Liedchen und begleitete sich dazu auf einer Mandoline, die an einem blauen Bande um seinen Hals hing.

Der Aeltere spielte weder die Laute, noch sang er; er war mit anderen Dingen beschäftigt. Alle seine Sorgfalt wandte sich der jungen Dame zu, deren Führer er war, und allen Gefahren, welche ihr und ihrem Reitthiere auf dem

schmalen und holperigen Wege drohten, während sie ihn mit jenem feuchten, sanften Blicke ansah, mit welchem die Frauen jene Männer betrachten, die sie nicht allein lieben und von denen sie geliebt werden, sondern welche sich auch für ihre Ehre, für ihre Sicherheit oder für eine Laune aufopfern.

An einer Wendung des gefahrvollen Steges machte die Karawane Halt.

Dieses Halt wurde durch eine wichtige, erst noch zu lösende Frage hervorgerufen.

Man näherte sich, wie wir bereits gesagt haben, dem Orte Chaumont, das heißt, dem letzten französischen Flecken; man war also kaum eine halbe Meile von der Grenze entfernt, welche die Dauphiné von Piemont schied.

Jenseits dieser Grenze befand man sich schon in Feindesland. Carl Emanuel wußte nicht allein um die großen Kriegsvorbereitungen, welche man in Frankreich traf, er war auch officiell durch die französische Regierung benachrichtigt, daß, wenn er nicht den Truppen freien Durchzug gewähre, welche zum Entsatz von Casale abgesendet waren, ja wenn er sich nicht denselben anschlösse, ihm der Krieg förmlich erklärt sei.

Die große Frage, um die es sich nun handelte, war die: Sollte man frank und frei durch den Paß von Susa ziehen, auf die Gefahr hin, erkannt und von den Truppen Carl Emanuels angehalten zu werden, oder sollte man einen Führer nehmen und auf Seitenwegen mit Vermeidung des Passes von Susa und der Stadt Turin nach der Lombardei zu kommen suchen?

Das junge Mädchen überließ sich mit dem unbegrenzten Vertrauen, welches das liebende Weib in den geliebten Mann zu setzen pflegt, ganz der Klugheit und dem Muthe ihres Führers. Sie begnügte sich, ihn mit ihren großen schwarzen Augen, mit einem Lächeln auf den Lippen anzusehen und sagte:

*

„Ihr wißt besser als ich, was zu thun ist, thut daher was Ihr wollt.“

Der junge Mann, erschreckt über eine so große Verantwortlichkeit in Bezug auf das Wesen, das er liebte, wandte sich gegen die andere Dame, welche ihr Gesicht noch immer in den Falten ihrer Capuze verborgen hatte; „und Ihr, Madame?“ fragte er, „was ist Eure Ansicht?“

Die, an welche das Wort gerichtet war, hob jetzt die Capuze in die Höhe, und man konnte das Gesicht einer Frau von 45 bis 50 Jahren erblicken, ein gealtertes, runzliches und dem Anscheine nach von vielen und großen Leiden durchfurchtes Gesicht; die Augen allein schienen in diesem Gesichte zu leben.

„Was beliebt?“ fragte sie.

Sie hatte nichts gehört, nichts gesehen; sie hatte kaum bemerkt, daß angehalten worden war.

Der junge Mann erhob seine Stimme, um sich ihr besser verständlich zu machen, denn das Getöse, welches die in der Tiefe des Abgrundes rollende Dora verursachte, war so gewaltig, daß es die Worte zu hören verhinderte, welche leise oder mit gewöhnlicher Stimme gesprochen wurden. Er setzte ihr auseinander, um was es sich handle.

„Meine Ansicht,“ sagte sie, „da Ihr mich um dieselbe fragt, ist, daß wir in der benachbarten Grenzstadt anhalten, und wenn wir einen Führer benöthigen, ihn dort nehmen. Einige Stunden mehr oder weniger auf der Reise zugebracht, sind von keinem Belange; wichtig aber ist für uns, daß wir nicht erkannt werden.“

„Theuere Gräfin,“ erwiderte der junge Mann, „die Weisheit selbst hat aus Eurem Munde gesprochen und wir werden Euren Rath genau befolgen.“

„Nun?“ fragte das junge Mädchen.

„Es ist Alles in Ordnung; aber wohin blickt Ihr so starr?“

„Seht jene Blume," sagte das Mädchen, „in dieser Jahreszeit ist das doch eine merkwürdige Erscheinung."

Die Augen des jungen Mannes folgten der bezeichneten Richtung.

In der That sah man hart unter der Linie, wo der Schnee aufhörte, einige Büsche rother Blüthen.

„Hier, theuere Isabella," sagte der junge Mann, „gibt es keine verschiedenen Jahreszeiten; der Schnee ist fast ewig, nur hin und wieder läßt eine wohlthätige Fee eine Handvoll Samen fallen, aus welchem dann jene wunderbaren Blüthen entsprießen, die man die Alpenrosen nennt."

„Ah, welch' reizende Blumen!" sagte Isabella.

„Wünscht Ihr einige derselben?" rief rasch der junge Mann.

Und ehe das Mädchen antworten konnte, war er schon davongesprungen und kletterte die Felsenwand hinan, welche ihn von dem Plateau trennte, auf dem die Alpenrosen wuchsen.

„Graf, Graf," rief das junge Mädchen, „im Namen des Himmels, versucht doch keine solchen Wagstücke, oder ich werde mich nicht mehr getrauen, irgend einen Gegenstand anzublicken."

Aber Derjenige, welchem der Titel Graf gegeben worden war und in welchem wir den Grafen von Moret erkennen, war bereits auf dem Plateau angelangt, hatte die Blumen gepflückt und ließ sich jetzt wie ein echter Bergbewohner von der Felswand herabgleiten, obgleich er, wie seine Gefährten, Stricke und Bergstöcke bei sich trugen, die ihnen bei ähnlichen Gelegenheiten als Stützpuncte zu dienen vermochten.

Er überreichte die Alpenrosen dem jungen Mädchen, welches, vor Vergnügen erröthend, das Sträußchen an die Lippen drückte und dann das Kleid ein wenig öffnete, um es an ihrem Busen zu bewahren.

In diesem Augenblicke ließ sich von der Spitze des Berges ein donnerähnliches Geräusch vernehmen. Eine Schnee-

wolke verdunkelte die Atmosphäre und man sah an dem Felsenabhange eine weiße Masse mit der Schnelligkeit des Blitzes herabgleiten, welche an Macht und Schnelligkeit zunahm, je weiter sie herabkam.

„Hütet Euch vor der Lawine!“ schrie der jüngere der beiden Reisenden und sprang von seinem Maulthier herab, während sein Gefährte Isabella in seine Arme nahm und mit ihr an der überhängenden Felsenwand Schutz suchte.

Die bleiche Reisende warf ihre Capuze zurück und betrachtete ruhig, was um sie her vorging.

Plötzlich jedoch stieß sie einen Schrei aus.

Die Lawine war blos eine theilweise; sie umfaßte eine Fläche von etwa 500 Fuß und fiel 200 Schritt vor der kleinen Karawane nieder, die den Boden unter den Füßen zittern fühlte, und welcher der Hauch des Todes in's Antlitz wehte.

Aber der Schrei, welchen die bleiche Frau ausgestoßen hatte, war nicht ein Zeichen der persönlichen Furcht.

Sie allein hatte gesehen, was weder der Page Galaor, der mit sich selbst, noch der Graf von Moret, der mit Isabella beschäftigt war, bemerkten; sie hatte gesehen, wie die niederstürzende Lawine den Mann und das Pferd einhüllte, welcher 300 Schritt vor der Karawane einhergezogen war.

Auf diesen Schrei kehrten sich der Graf von Moret und sein Page voll Angst um. Aber sie sahen nichts als die bleiche Frau, welche, den Arm nach einer entfernten Richtung ausgestreckt, rief:

„Dort! Dort! Dort!“

Da wandten sich erst ihre Blicke auf den vor ihnen liegenden Weg.

Der Hausirer und sein Pferd, welche sie bis jetzt immer vor sich gesehen hatten, waren verschwunden, der Weg war leer.

Der Graf von Moret begriff sogleich Alles.

„Kommet langsam nach,“ sagte er zu Isabella, „indem Ihr Euch stets an den Felsen lehnet; Ihr, meine theure

Frau von Coëtman, folget dem Fräulein, und wir, Galaor, wollen laufen; vielleicht gelingt es uns, diesen Unglücklichen zu retten."

Und mit der Leichtigkeit eines Gebirgsbewohners vorwärtsspringend, eilte der Graf von Moret, von seinem Pagen gefolgt, zu der Stelle, welche der ausgestreckte Arm jener Frau bezeichnete, die, wie wir es so eben verrathen haben, keine Andere war, als die unglückliche Coëtman, welche der Cardinal, so sehr er auch in die Ehrenhaftigkeit des Grafen von Moret und die Sittenreinheit des Fräuleins Isabella von Lautrec Vertrauen setzte, doch aus Convenienzrücksichten den Reisenden als Begleiterin beigeben zu müssen geglaubt hatte.

II.

Wilhelm Coutet.

An der bezeichneten Stelle angekommen, warfen die beiden jungen Leute, sich Einer an den Anderen lehnend, mit Schrecken ihre Blicke in den Abgrund.

Sie sahen zuerst nichts, da ihre Augen in zu weiter Ferne suchten.

Aber sie hörten hart unter sich die ziemlich verständlichen Worte:

„Wenn Ihr Christen seid, so rettet mich um der Liebe Gottes willen!"

Nun suchten sie in der Richtung, aus welcher die Stimme ertönte und sahen etwa zehn Fuß unter ihrem Standpuncte einen Mann, der sich an eine Fichte geklammert hielt, die durch seine Last schon halb entwurzelt war, und der so über dem Abgrund schwebte, welcher etwa tausend Fuß Tiefe hatte.

Die Füße des Mannes stemmten sich gegen eine Unebenheit des Felsens, welche ihm wohl für den Augenblick helfen konnte, sich in seiner gefährlichen Lage zu erhalten, die ihm aber völlig unnütz wurde, wenn die Fichte sich vollends aus ihren Wurzeln löste. In dem Augenblicke, wo dies geschah, und dieser Augenblick konnte nicht lange mehr ausbleiben, mußte der Mann unfehlbar in den Abgrund stürzen.

Der Graf von Moret erkannte mit einem raschen Blicke die ganze Größe der Gefahr.

„Schneide einen Stock von ungefähr 18 Zoll Länge ab, Galaor, und trachte, daß er stark genug ist, um daran einen Menschen zu halten."

Galaor begriff im Augenblicke die Absicht des Grafen von Moret.

Er zog aus seinem Gürtel eine Art Dolch mit breiter scharfer Klinge, lief nach einem vom Sturme gebrochenen Baume und hatte in einigen Augenblicken das herbeigeschafft, was der Graf wünschte, nämlich eine Art starker Leitersprosse.

Während dieser Zeit hatte der Graf den Strick aufgerollt, den er um seine Schultern trug und der die doppelte Länge der Entfernung hatte, die den Unglücklichen, dessen Rettung er unternehmen wollte, von ihm trennte.

In wenigen Secunden war die Sprosse an dem Ende des Strickes befestigt, und nachdem man dem Unglücklichen, der zwischen Leben und Tod schwebte, einige Worte der Ermuthigung zugerufen hatte, warf man ihm das Querholz an dem Strick hinab. Er erfaßte es, und hing sich in dem Augenblicke daran, als die entwurzelte Fichte in den Abgrund rollte.

Noch eine Ungewißheit blieb übrig; der Felsen, über den der Strick hinablief, hatte scharfe Kanten, welche den Strick während des Hinaufziehens durchschneiden konnten.

Glücklicherweise kamen in diesem Augenblicke die Frauen mit den Maulthieren heran.

Man ließ eines der Maulthiere an den Rand des Ab-

grundes treten, so viel Raum lassend, daß der Hinanzuziehende oben festen Fuß fassen konnte, legte dann den Strick über den Sattel, und während Isabella inbrünstig betete, und Frau von Coëtman mit einer fast männlichen Kraft das Maulthier am Zügel hielt, zogen die beiden Männer mit vereinten Kräften an dem Seil. Das Seil lief über den Sattel so leicht wie über eine Rolle, und nach wenigen Augenblicken sah man am Rande des Abgrundes das bleiche Haupt des Unglücklichen erscheinen, der auf so wunderbare Weise dem Tode entronnen war.

Ein Freudenschrei begrüßte diese Erscheinung und Isabella vereinte ihre Stimme mit der ihrer Reisegefährten, um dem Manne zuzurufen:

„Muth, Muth! Ihr seid gerettet!“

In der That setzte der Mann den Fuß auf den Felsen und den Strick loslassend, klammerte er sich an den Sattel des Maulthieres.

Man ließ das Maulthier einen Schritt zurücktreten und der Mann, welcher am Ende seiner Kräfte angelangt war, und nun der Stütze entbehrte, fiel ohnmächtig in die Arme des Grafen von Moret.

Der Graf näherte dem Munde des Ohnmächtigen eine Phiole, welche mit einem jener belebenden Säfte gefüllt war, die der Erfindung des Alkohols um hundert Jahre vorausgingen, und noch jetzt in den Alpen bereitet werden; er ließ ihn einige Tropfen davon schlürfen.

Offenbar hatte die Kraft ihn nur so lange aufrecht gehalten, als die Gefahr ihn bedrohte, ihn aber in eben dem Augenblick verlassen, als er erkannte, daß er gerettet sei.

Dann legte er ihn, mit dem Rücken an die Felsenwand gelehnt, nieder, und während Isabella den Ohnmächtigen mit flüchtigen Salzen labte, knüpfte er das Querseil von dem Stricke und hing den letzteren wieder um seine Schulter.

Galaor steckte mit der Sorglosigkeit der Jugend, welche

weder an zukünftige noch an bestandene Gefahren besonders viel denkt, sein Jagdmesser wieder in die Scheide.

Nach einiger Zeit machte der Mann krampfhafte Bewegungen und schlug die Augen auf.

Der Ausdruck seines Gesichtes zeigte, daß er sich nicht an das erinnere, was ihm zugestoßen war, aber nach und nach kehrte ihm das Gedächtniß zurück, und er begriff, welche Verpflichtungen er gegen Die hatte, die ihn umstanden; die ersten Worte, die er sprach, waren daher Worte des Dankes.

Da erzählte ihm der Graf von Moret, welchen er für einen einfachen Bergbewohner hielt, Alles, was geschehen war.

„Ich heiße Wilhelm Coutet,“ erwiederte der Mann; „ich habe eine Frau, welche es Euch verdankt, daß sie nicht Witwe geworden ist, und drei Kinder, welche ohne Euch jetzt bedauernswerthe Waisen wären. Bei welcher Gelegenheit es auch sei, könnt Ihr mein Leben fordern, wenn Ihr dessen bedürft.“

Dann näherte er sich, auf den Grafen gestützt, dem Abgrunde, betrachtete zitternd die zerbrochene Fichte, warf dann einen Blick auf das schreckliche Chaos von geballtem Schnee, Eisstücken, entwurzelten Bäumen, abgerissenen Felsbrocken, welches unten im Thale lag, und theilweise das Bett der rasch fließenden Dora verlegte, so daß die Wasser vor dem ungewohnten Hinderniß hoch aufschäumten, ehe sie darüber hinwegschnellten.

Bei dem Gedanken an sein Pferd und dessen Ladung, aller Wahrscheinlichkeit nach sein einziges Vermögen, welches jetzt unwiederbringlich verloren war, stieß er einen tiefen Seufzer aus.

Aber sich auf die Gefahr besinnend, in der sein Leben geschwebt hatte, sagte er:

„Das Leben ist das höchste Gut des Menschen, und da es mir erhalten ist, danke ich Dir, o Gott, und nächst Dir meinen Rettern!“

Als er sich aber auf den Weg machen wollte, gewahrte er, daß es ihm unmöglich sei, auch nur einen Schritt zu thun.

„Ihr habt schon zu viel für mich gethan," sagte er zu dem Grafen und Isabella, „und ich kann Euch vor der Hand nicht anders danken, als indem ich Euch nicht länger aufhalte. Nur bitte ich Euch, die Güte zu haben, den Wirth „zum goldenen Wachholderbaum" in dem nächsten Städtchen zu benachrichtigen, daß seinem Verwandten, Wilhelm Coutet, ein Unfall zugestoßen sei, der ihn gezwungen habe, auf der Straße zu bleiben, und daß ich ihn bitten lasse, mir so schleunig als möglich Hilfe zu senden."

Der Graf von Moret wechselte flüsternd einige Worte mit Isabella, die ihm mit einem bejahenden Kopfnicken antwortete.

Dann wandte er sich an den armen Teufel.

»Mein lieber Freund," sagte er, „wir werden Euch nicht verlassen, da es Gott zugegeben hat, daß wir Euere Retter geworden sind. Wir sind nur noch eine halbe Stunde von der Stadt entfernt; Ihr werdet Euch auf mein Maulthier setzen, und ich werde, wie ich es bisher gethan habe, das Maulthier dieser Dame am Zügel führen."

Wilhelm Coutet wollte einige Einwendungen machen, aber der Graf von Moret verschloß ihm den Mund, indem er sagte:

„Ich habe Euch nöthig, mein Freund, und möglicherweise könnt Ihr in 24 Stunden mir den Dienst, den ich Euch erwiesen habe, vergelten, indem Ihr mir einen noch größeren leistet."

„Ist das auch wahr?" fragte Wilhelm Coutet.

„Auf Edelmannswort!" antwortete der Graf von Moret, indem er vergaß, daß er sich durch diese Worte verrieth.

„Entschuldiget mich," sagte der Krämer, sich verbeugend, „aber ich sehe schon, daß ich Euch aus zweifachem Grunde gehorchen muß; erstens weil Ihr mir das Leben gerettet habt;

zweitens weil Euch Euer Rang das Recht gibt, einem armen Bauer, wie ich bin, zu befehlen."

Mit Hilfe des Grafen und Galaors stieg Wilhelm Coutet auf das Thier des Grafen, welcher wieder zu Isabella trat, die glücklich darüber war, daß der Mann, den sie liebte, Gelegenheit gehabt hatte, vor ihren Augen seine Gewandtheit, seinen Muth und seine Menschlichkeit zu entfalten.

Eine Viertelstunde später ritt die kleine Karawane in dem Flecken Chaumont ein und machte vor der Thür des Wirthshauses „zum goldenen Wachholderbaum" Halt.

Bei dem ersten Worte, welches Wilhelm Coutet nicht etwa von dem Range seines Lebensretters, sondern von dem Dienste sagte, den ihm dieser geleistet hatte, stellte Meister Germain das ganze Haus zu dessen Verfügung.

Der Graf von Moret beanspruchte jedoch nur zwei Zimmer; eines für Isabella und Frau von Coëtman, das andere für sich und Galaor. Wilhelm Coutet erhielt das eigene Zimmer und Bett seines Vetters.

Der Arzt, der herbeigeholt worden war, untersuchte ihn vom Kopf bis zu den Füßen und erklärte, daß kein einziger der 282 Knochen, welche die Natur zur Constitution eines Menschen nothwendig hält, gebrochen sei; er verordnete ihm ein Bad von aromatischen Kräutern, in welche eine Hand voll Salz geworfen werden sollte, und ließ ihm dann den ganzen Körper mit Campher einreiben.

Durch diese Cur und einige Gläser warmen reich gewürzten Wein, welchen man ihn trinken ließ, hoffte man, daß der Patient am Tage darauf, längstens aber am zweitfolgenden Tage, so weit hergestellt sein werde, um seinen Weg fortsetzen zu können.

Nachdem der Graf von Moret sich mit Allem beschäftigt hatte, was zur Bequemlichkeit der beiden reisenden Damen beitragen konnte, wachte er in Person darüber, daß die Vorschriften des Arztes genau erfüllt wurden. Als die Einreibungen gemacht worden waren und der Kranke erklärt hatte, daß

er sich besser befinde, setzte sich der Graf von Moret an das Kopfende seines Lagers.

Wilhelm Coutet erneuerte ihm seine Ergebenheitsbetheuerungen.

Der Graf von Moret ließ ihn reden; dann sagte er: „Möglicherweise hatte Gott, als er zur rechten Zeit mich auf Euren Weg führte, die doppelte Absicht, Euch zu retten und mir durch Euch zu helfen."

„Wenn das der Fall wäre, würde ich mich für den glücklichsten Menschen halten."

„Ich bin von dem Herrn Cardinal Richelieu beauftragt — Ihr sehet, daß ich kein Geheimniß vor Euch haben will, und Eurer Erkenntlichkeit völlig vertraue — ich bin von dem Herrn Cardinal von Richelieu beauftragt, die junge Dame, welche Ihr gesehen habt, und an welcher der Cardinal großes Interesse nimmt, ihrem Vater, der sich in Mantua befindet, zuzuführen."

„Gott geleite und beschütze Euch auf Eurer Reise."

„Aber in Exilles erfuhren wir, daß der Paß von Susa streng bewacht und von Festungswerken beherrscht wird; wenn man uns erkennt, möchte man uns verhaften, da der Herzog von Savoyen uns als Geißeln wird zurückbehalten wollen."

„Man müßte Susa umgehen."

„Kann man das?"

„Ja, wenn Ihr Euch mir anvertrauen wollt."

„Seid Ihr aus der Gegend?"

„Ich bin aus Gravière."

„Kennt Ihr die Wege?"

„Ich bin schon auf allen Bergsteigen umhergeklettert."

„Und Ihr übernehmt es, unser Führer zu sein?"

„Der Weg ist rauh."

„Wir fürchten weder Gefahr noch Anstrengung."

„Dann ist es gut und ich stehe für Alles."

Der Graf von Moret nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß dies Versprechen ihm genüge.

„Doch,“ sagte er, „ist dies nicht Alles.“

„Was wünscht Ihr noch?“ fragte Wilhelm Coutet.

„Ich wünschte etwas über die Arbeiten zu erfahren, welche im Passe von Susa gemacht werden.“

„Nichts leichter als das; mein Bruder ist dort als Schanzarbeiter beschäftigt.“

„Und wo wohnt Euer Bruder?“

„In Gravière, so wie ich.“

„Kann ich ihn aufsuchen und eine Empfehlung von Euch ausrichten?“

„Warum sollte im Gegentheil nicht er her kommen, Euch aufzusuchen?“

„Ist das möglich?“

„Es ist sogar sehr leicht. Gravière ist kaum eine Stunde von hier entfernt; mein Vetter wird ihn holen und auf seinem Pferde mitbringen.“

„Wie alt ist Euer Bruder?“

„Er mag um zwei oder drei Jahre älter sein, als Eure Excellenz.“

„Was für eine Gestalt hat er?“

„Genau die Eurer Excellenz.“

„Sind viele Leute aus Gravière bei den Arbeiten beschäftigt?“

„Er ist der Einzige.“

„Glaubt Ihr, daß Euer Bruder mir einen Dienst wird leisten wollen?“

„Sobald er erfährt, was Ihr für mich gethan habt, wird er für Euch durch's Feuer gehen.“

„Es ist gut, lasset ihn holen. Es ist überflüssig, zu sagen, daß ein guter Lohn für ihn abfallen wird.“

„Es ist wirklich überflüssig, wie Euer Excellenz sagen, da mein Bruder bereits hinreichend belohnt ist.“

„So mag denn unser Wirth ihn holen. Habt die Güte, ihn zu rufen und mit mir allein zu lassen.“

Der Graf von Moret entfernte sich; eine Viertelstunde

später spornte Meister Germain sein Pferd auf der Straße, die nach Gravière führte.

Nach einer Stunde kam er in das Wirthshaus „zum goldenen Wachholderbaum" zurück und auf der Croupe seines Pferdes saß Johann Coutet, der Bruder des Krämers Wilhelm Coutet.

III.

Johann Coutet.

Johann Coutet war ein junger Mann von 26 Jahren, und von der männlichen Schönheit und Stärke der echten Gebirgsbewohner. Seine breiten Schultern, seine gewölbte Brust, die kräftigen Verhältnisse seiner Arme und Beine verriethen einen nervigen Körper, während seine offenen, freundlichen Gesichtszüge Zeugniß von einem redlichen Herzen gaben.

Er war auf dem Wege mit den stattgehabten Vorgängen bekannt gemacht worden.

Er wußte, daß sein Bruder, von einer Lawine erfaßt, das Glück gehabt hatte, sich im Fallen an eine Fichte zu klammern, und daß er dann von einem vorbeikommenden Reisenden gerettet worden war.

Warum aber ließ sein Bruder, der nun außer Gefahr war, ihn holen? Das war es, was er nicht wußte.

Nichtsdestoweniger eilte er, so rasch es ihm möglich war, herbei, was seine Ergebenheit für seinen Bruder in das beste Licht stellte.

Kaum angekommen, begab er sich in das Zimmer Wilhelms, plauderte mit demselben etwa zehn Minuten und ersuchte dann den Wirth, er möge ihnen den Edelmann schicken.

Der Graf von Moret zögerte nicht, der Einladung Folge zu leisten.

„Excellenz," sagte Wilhelm, „hier ist mein Bruder Johann, welcher weiß, daß ich Euch das Leben verdanke, und sich Euch, gleich mir, zur Verfügung stellt."

Der Graf von Moret warf einen raschen Blick auf den jungen Bergbewohner, und glaubte sogleich, sich von seinem Muthe und seiner Ehrlichkeit überzeugt halten zu können.

„Euer Name," sagte er zu ihm, „ist französisch."

„In der That, Excellenz," erwiderte Johann Coutet, „sind mein Bruder und ich von französischer Abstammung. Unsere Eltern waren aus Phenioux; sie ließen sich in Gravière nieder und daselbst sind wir geboren worden."

„Ihr seid also Franzosen geblieben?"

„Dem Herzen wie dem Namen nach."

„Und doch arbeitet Ihr an den Befestigungen von Susa?"

„Man gibt mir zwölf Sous täglich, damit ich die Erde aufwühle; ich thue dies vom Morgen bis zum Abend und kümmere mich nicht darum, weshalb ich das thue und wem das Stück Erde, das ich aufwühle, gehört."

„Aber Ihr dient ja gegen Euer Vaterland!"

Der junge Mann zuckte die Achseln.

„Warum," sagte er, „nimmt mein Vaterland nicht meine Dienste für sich in Anspruch?"

„Wenn ich Euch um Einzelheiten über die Arbeiten frage, die Ihr ausführt, werdet Ihr sie mir geben?"

„Man hat die Geheimhaltung nicht von mir verlangt, ich bin also auch nicht verpflichtet, das Geheimniß zu bewahren."

„Versteht Ihr etwas von den bei Festungsbauten gebräuchlichen Ausdrücken?"

„Ich höre unsere Ingenieure von Redouten, Lunetten, Laufgräben reden, aber ich weiß nicht, was diese Ausdrücke bedeuten."

„Könntet Ihr mir vielleicht die Festungswerke von Susa aufzeichnen?"

„Ich kann nicht lesen, nicht schreiben, und habe nie einen Zeichnenstift gehalten."

„Gestattet man Fremden, in den Bereich der Arbeit zu kommen?"

„Nein; eine Kette von Schildwachen ist ringsherum aufgestellt."

„Könnt Ihr mich als Arbeiter mit Euch nehmen? Man hat mir gesagt, daß man allenthalben Arbeiter sucht."

„Für wie viel Tage?"

„Nur für einen einzigen Tag."

„Wenn Ihr dann am andern Tage nicht kämet, würde man Verdacht schöpfen."

„Könntet Ihr Euch für vierundzwanzig Stunden krank stellen?"

„Ja."

„Und könnte ich mich dann nicht an Euerer Statt vorstellen?"

„Ohne Zweifel. Mein Bruder wird Euch einen Zettel für den Aufseher der Arbeiter, Johann Miroux, mitgeben; des andern Tags geht es mir besser; ich nehme meine Arbeit wieder auf, und es hat nichts zu sagen."

„Habt Ihr das verstanden, Wilhelm?"

„Ja, Excellenz!"

„Um wie viel Uhr beginnen die Arbeiten?"

„Um 7 Uhr des Morgens."

„Dann ist keine Zeit zu verlieren; lasset Euren Bruder den Zettel schreiben, kehrt nach Gravière zurück und um 7 Uhr des Morgens werde ich an der Arbeit sein."

„Haben Eure Excellenz schon an die Kleider gedacht?"

„Habt Ihr mir keine zu leihen?"

„Meine Garderobe ist nicht sehr reichhaltig."

„Könnte ich nicht bei einem Schneider fertige Kleider bekommen?"

„Sie würden zu neu aussehen."

„Man könnte sie beschmutzen."

„Wenn man Eure Excellenz Einkäufe machen sähe, so würde man Verdacht schöpfen; der Herzog von Savoyen hat überall seine Spione."

„Da Ihr ungefähr von meiner Größe seid, könntet Ihr die Kleider kaufen; hier ist Geld."

Der Graf reichte Johann Coutet eine gefüllte Börse.

„Aber das ist ja zu viel."

„Ihr werdet mir das zurückgeben, was Ihr nicht braucht."

Nachdem die Sachen beschlossen waren, ging Johann aus, um die Einkäufe zu machen; Wilhelm verlangte Feder und Tinte, um den Zettel für Johann Miroux zu schreiben, und der Graf von Moret begab sich zu Isabella, um ihr seine morgende Abwesenheit anzuzeigen, als deren Grund er angab, er wollte sich mit dem Wege bekannt machen, den man am zweitnächsten Tag zu verfolgen hätte.

Die Annäherungen, welche bei einer gemeinschaftlichen Reise unvermeidlich sind, das doppelte Geständniß ihrer Liebe, die Eigenthümlichkeit ihrer Lage, hatten die beiden jungen Leute in eine ausnahmsweise Stellung zu einander gebracht.

Die officielle Mission des Grafen von Moret, über seine Verlobte zu wachen, hatte seiner Leidenschaft einen sanften und brüderlichen Charakter verliehen; es gab auch nichts Anziehenderes, als die Stunden der Vertraulichkeit, in welchen die Beiden einander auf den Grund ihres Herzens blickten und auf demselben die Worte lasen: „Ich liebe Dich."

Isabella, welche unter der Obhut der Frau von Coëtman und Galaors diesseits der französischen Grenze blieb, hatte durchaus nichts zu fürchten. Anders war es mit dem Grafen von Moret, der sich in Feindesland wagte. Die Stunde, welche der Graf von Moret jetzt zu den Füßen seiner Geliebten zubrachte und die er dazu anwendete, die Besorgnisse der Liebenden zu beschwichtigen, war bald ver-

flossen, und Meister Germain kam anzuzeigen, daß Johann Coutet den Grafen mit den von ihm erkauften Kleidern erwarte.

Isabella nahm ihm das Versprechen ab, nicht fortzugehen, bis er ihr Lebewohl gesagt haben würde, was eigentlich überflüssig war, denn er hätte es ohnehin nicht gethan, und eine Viertelstunde später stand er vor ihr in der Tracht eines piemontesischen Bauern.

Einige Minuten wurden von dem jungen Mädchen dazu verwendet, Stück für Stück die neuen Kleider zu prüfen, in die sich der Graf gesteckt hatte, und sie fand, daß ihn Alles sehr gute kleidete. Es gibt eine aufsteigende Periode der Liebe, wo Alles, und wäre es auch ein Kleid von Sackleinwand, den geliebten Mann oder die geliebte Frau verschönert; unglücklicherweise aber gibt es auch eine andere Periode, in welcher selbst das kostbarste Kleidungsstück den verlorenen Reiz nicht zu ersetzen vermag.

Man mußte scheiden. Es war eben zehn Uhr; zwei Stunden brauchte man, um Gravière zu erreichen, wo man folglich erst um Mitternacht ankommen konnte, und um sieben Uhr des Morgens sollte der Graf schon an der Arbeit sein.

Bevor er wegging, versah er sich mit dem Briefe, der von Wilhelm Coutet geschrieben, und in folgenden Worten abgefaßt war:

„Mein lieber Johann Miroux!

„Der, welcher Euch diesen Brief überbringt, wird Euch zugleich meine Rückkunft aus Lyon anzeigen, wohin ich gegangen bin, um Waaren einzukaufen; er wird Euch auch mit dem Unfalle bekannt machen, der mir zwischen St. Laurent und Chaumont zugestoßen ist. In Folge dessen ist mein Bruder Johann genöthigt, mich zu pflegen. Da er aber nicht will, daß die Arbeit unter seiner Abwesenheit leide, schickt er an seiner Stelle seinen Cameraden Jacquelino.

Morgen wird er wieder seinen Dienst antreten und ich kehre zu meinen Geschäften zurück.

„Es grüßt Euch Euer Vetter

„Wilhelm Coutet."

Der Graf Moret lächelte, während er den Brief las. Er war so, wie er ihn wollte, obgleich er sich gestehen mußte, daß er nicht so ausgefallen wäre, wenn er ihn selbst geschrieben hätte.

Da dieser Brief das Einzige war, worauf er noch gewartet hatte, und das Pferd Meister Germains gesattelt vor der Thür stand, küßte der Graf noch einmal die Hand Isabella's, sprang in den Sattel, lud Johann ein, hinten auf die Croupe des Pferdes zu steigen und sprengte sorglos auf dem Harttraber davon.

Zwei Stunden später waren die beiden jungen Leute in dem Dorfe Gravière und am andern Morgen, pünktlich um sieben Uhr, übergab der Graf von Moret dem Aufseher Miroux den Brief Wilhelms und wurde ohne Widerrede als Stellvertreter Coutet's unter die Arbeiter aufgenommen.

Wie Wilhelm Coutet es vorausgesehen hatte, fragte Johann Miroux nach den näheren Umständen des Unfalles, der seinen Vetter getroffen hatte, und Jacquelino war vollkommen im Stande, ihm diese Mittheilungen zu machen.

IV.

Warum der Graf von Moret an den Befestigungswerken von Susa arbeitete.

Wie man wohl errathen haben wird, legte der Graf von Moret nicht zu seiner eigenen Befriedigung für einen Tag die Kleidung eines Schanzarbeiters an und übernahm die Arbeit eines solchen.

In dem Gespräche, welches der Graf vor seiner Abreise mit dem Cardinal von Richelieu gehabt hatte, nannte ihn dieser einen echten Sohn Heinrichs IV. und der Sohn Heinrichs IV. hatte beschlossen, das Vertrauen des Cardinals zu erwerben.

Er nahm sich daher vor, da der Gedanke in ihm aufstieg, er könnte dem Cardinal und seinem Bruder, dem Könige, einen großen Dienst erweisen, selbst auf die Gefahr hin, erkannt und als Spion behandelt zu werden, sich du.ch den Augenschein ein Bild der im Passe von Susa aufgeführten Befestigungswerke zu verschaffen und hierüber dem Cardinal einen genauen Bericht zu erstatten.

Nachdem er also nach seiner Rückkunft von der Tagarbeit in dem Passe, welche für ihn ohne Unfall ablief, sich kaum Zeit genommen hatte, seiner geliebten Isabella eine gute Nacht zu wünschen, zog er sich auf sein Zimmer zurück und schrieb folgenden Brief an Richelieu:

„Monseigneur!

„Erlaubt mir, in dem Augenblicke, wo ich im Begriffe stehe, die Grenze Frankreichs zu überschreiten, Euch anzuzeigen, daß bis jetzt unsere Reise ohne irgend einen bemerkenswerthen Vorfall abgelaufen ist.

„Indem ich mich jedoch der Grenze näherte, habe ich Nachrichten vernommen, welche mir für Ew. Eminenz von besonderer Wichtigkeit scheinen, da Ihr Euch zu einem Feldzuge nach Piemont vorbereitet.

„Der Herzog von Savoyen, welcher Zeit zu gewinnen sucht, indem er den Truppen den Durchzug durch sein Land gestattet, läßt gleichwohl den Paß von Susa befestigen. Ich habe mich daher entschlossen, mich persönlich von dem Fortgang und der Art dieser Befestigungsarbeiten zu überzeugen.

„Die Vorsehung hat es zugegeben, daß ich einem Bauer aus Gravière das Leben rettete, dessen Bruder bei diesen Arbeiten beschäftigt ist; ich fand Mittel, dessen Stelle einzu-

nehmen, und habe einen Tag mitten unter den Arbeitern verbracht.

„Bevor ich jedoch Ew. Eminenz mittheile, was ich an diesem Tage gehört und gethan habe, will ich einen genauen Bericht über die natürlichen Hindernisse ablegen, welche das Heer auf dem Marsche finden wird, damit Ew. Eminenz sich klar darüber werden können, welche Wege einzuschlagen und welche zu vermeiden sind.

„Chaumont, der Ort, aus welchem ich die Ehre habe, Ew. Eminenz zu schreiben, ist der letzte Flecken auf königlichem Gebiete. Eine Viertelmeile jenseits befindet sich die Grenze, welche die Dauphiné von Piemont trennt. Ein wenig weiter, auf dem Gebiete des Herzogs von Savoyen, befindet sich ein auf allen Seiten steiler Felsen, der nur auf einem einzigen, an tiefen Abgründen hinführenden Pfade zu besteigen ist. Carl Emanuel betrachtet diesen Felsen als ein natürliches Festungswerk gegen den Einmarsch der Franzosen, und hält hier eine Garnison als Besatzung. Dieser Felsen heißt Gelane und wenn man ihn vermeiden will, gelangt man in ein enges Thal, welches sich zwischen den Felsenrücken Montabon und Montmoron hinzieht.

„Dieses Thal ist der Paß von Susa, die einzige Pforte Italiens, und hier werden Befestigungen aufgeführt, von deren Beschaffenheit ich mich überzeugen und darüber an Ew. Eminenz berichten wollte.

„Der Herzog von Savoyen läßt diesen Paß durch eine halbmondförmige Lunette schließen, vor der ein tiefer Graben sich befindet, zu dessen Schutz wieder in der Entfernung von zweihundert Schritten zwei Batterien aufgeworfen sind, deren Feuer sich kreuzt.

„Außerdem werden an den beiden Bergrücken einzelne Forts gebaut, welche Garnisonen von hundert Mann fassen und zahlreiche Redouten, hinter denen zwanzig bis fünfundzwanzig Soldaten ein Musketenfeuer unterhalten können.

„Das Thal ist bei einer Länge von einer Viertelmeile an

manchen Stellen achtzehn bis zwanzig Fuß breit und überall von steilen Felswänden begrenzt.

„Als ich am Morgen zur Arbeit kam, hörte ich, daß der Herzog von Savoyen und dessen Sohn im Laufe des Tages von Turin kommen sollten, um die Arbeiten zu beschleunigen; in der That kamen sie gegen Mittag an und begaben sich sofort mitten unter die Arbeiter, um dieselben durch Versprechungen höheren Lohnes anzufeuern. Zugleich mit ihnen erschienen Truppen in der Stärke von 3000 Mann, und andere 5000 wurden für den zweitnächsten Tag angekündigt.

„Nach dem Abhange des Montmoron hinaufgeschickt, um daselbst die Ankunft des Herzogs anzukündigen, sah ich in der Nähe die zweite Redoute, welche mit der des Montabon in Wechselwirkung steht; ihr Anblick hat mich in der Ansicht bestärkt, daß der Paß von Susa nicht forcirt werden kann, sondern umgangen werden muß.

„Diese Nacht noch, gegen drei Uhr Morgens, werden wir bei Mondschein aufbrechen, mit dem Manne als Führer, dem ich das Leben gerettet habe, und welcher mir mit seinem Kopfe dafür bürgt, daß er uns auf ihm bekannten Wegen ungefährdet durch das Land des Herzogs von Savoyen bringen wird.

„Sobald ich Fräulein von Lautrec ihrem Vater übergeben habe, verlasse ich Mailand und suche auf dem kürzesten Wege zu Ew. Eminenz zu gelangen, um meinen Platz in den Reihen der Armee einzunehmen und Ew. Eminenz persönlich meiner vollkommensten Ergebenheit zu versichern.

„Anton von Bourbon, Graf von Moret."

In der That setzte sich die kleine Karawane um drei Uhr des Morgens in Bewegung und verließ Chaumont in derselben Ordnung, in welcher sie dahin gekommen war, mit dem einzigen Unterschiede, daß Wilhelm Coutet diesmal als Führer voranritt.

Alle fünf Personen ritten auf Maulthieren, obwohl

Coutet ihnen sagte, daß sie an gewissen Strecken absteigen und zu Fuße gehen müßten.

Man ging gerade auf den Felsen Gelane zu, der sich in der Dunkelheit wie ein gespenstiger Riese vom Horizonte abhob; aber fünfhundert Schritte vor diesem Felsen bog Coutet links in einen kaum bemerkbaren Seitenpfad vom Wege ab. Nachdem man eine Viertelstunde geritten war, hörte man das Brausen eines Bergstromes.

Dieser Bergstrom, einer der tausend Zuflüsse des Po, war durch heftige Regengüsse bedeutend angeschwollen, und bot ein unvorhergesehenes Hinderniß.

Coutet hielt am Ufer an, blickte aufwärts und abwärts und schien eine Stelle zu suchen, wo der Uebergang leicht zu bewerkstelligen wäre; aber ohne ihm Zeit zur Ueberlegung zu lassen, lenkte der Graf von Moret mit dem sprudelnden Muthe, welcher den Verliebten eigen ist und sie drängt, sich in Gefahren zu stürzen, wenn zwei schöne Augen auf ihnen haften, sein Thier in den Fluß.

Doch Coutet fiel mit der Schnelligkeit des Blitzes dem Thiere in die Zügel und mit jenem befehlenden Tone, welchen gewissenhafte Führer, denen man sich anvertraut, in Augenblicken der Gefahr anzunehmen pflegen, sagte er:

„Bleibt an Eurem Platze; hier ist es meine Sache, den Weg zu zeigen!"

Der Graf gehorchte.

Isabella ritt den Uferabhang hinab, und lenkte ihr Thier an die Seite des Grafen, Frau von Coëtman und Galaor blieben auf der Höhe des Ufers zurück.

Frau von Coëtman, die bei dem Scheine des Mondes noch bleicher aussah, als bei Tageslicht, betrachtete den tosenden Bergstrom mit derselben Gleichgiltigkeit, mit welcher sie Tags vorher den Lawinensturz betrachtet hatte, d. h. mit der Gleichgiltigkeit einer Person, welche zehn lange Jahre hindurch in der Nachbarschaft des Todes gelebt hatte.

Das Maulthier Wilhelms watete nun in gerader Linie

in den Strom hinein, und war etwa bis auf ein Drittel der Breite des Bettes vorgedrungen, als die starke Strömung es zwang, von seiner Richtung abzuweichen; einen Augenblick lang verlor das kräftige Thier sogar den Boden unter den Hufen und war gezwungen, zu schwimmen, so daß sein Reiter die Herrschaft über dasselbe verloren hatte; aber Wilhelm Coutet, welcher auf seinen Schmuggelritten schon mehrere ähnliche Abenteuer bestanden hatte, verlor die Geistesgegenwart nicht; er wußte den Kopf seines Thieres über dem Wasser zu erhalten, und dieses, welches noch eine Weile schwamm und gegen die Strömung ankämpfte, faßte endlich festen Fuß und gelangte schnaufend und prustend an das andere Ufer

Isabella hatte bei diesem Anblicke die Hand des Grafen von Moret erfaßt und drückte sie mit einer Kraft, welche geeignet war, den Grad ihrer Angst anzudeuten, und doch war es nicht die Angst wegen der Gefahr, welche der Führer lief, oder welche ihr selbst bevorstand, wenn sie auf diesem Wege den Fluß durchreiten mußte, sondern die Angst, die ihr der Gedanke erpreßte, daß der geliebte Mann unrettbar verloren gewesen wäre, wenn er seinen Entschluß ausgeführt und zuerst den Fluß durchritten hätte.

Auf dem entgegengesetzten Ufer angelangt, machte Wilhelm den Reisenden ein Zeichen, zu warten, ritt dann fünfzig Schritte nach aufwärts und lenkte sein Thier wieder in den Strom; diesmal war er glücklicher; obwohl das Wasser dem Maulthier bis an die Hüften ging, war doch ziemlich ebener Boden unter ihm.

Kaum hatte er das diesseitige Ufer erklommen, so rief er die Karawane heran; er wollte den Ort nicht verlassen, aus Furcht, die Richtung zu verlieren und dann auf Untiefen zu stoßen.

Die Anordnungen zum Ueberschreiten des Stromes wurden folgendermaßen getroffen: Zuerst wollte man das Maulthier Isabella's zwischen die Thiere des Grafen und Wilhelms nehmen, damit sie an jeder Seite Jemand habe, der bereit wäre, sie augenblicklich zu unterstützen, im Falle ihr

Thier einen Fehltritt thun sollte; dann würde Wilhelm zurückreiten und Frau von Coëtman holen, welche zwischen ihm und Galaor durch das Wasser reiten sollte.

Frau von Coëtman hörte diese Anordnungen mit ihrer gewöhnlichen Theilnahmlosigkeit an, und nickte zum Zeichen des Einverständnisses mit dem Kopfe.

Wilhelm, Isabella und der Graf ritten in der verabredeten Ordnung in den Strom hinein und erreichten ohne irgend einen Unfall das andere Ufer. Aber als sie sich umwandten, sahen sie, daß Frau von Coëtman auf den zurückkehrenden Führer nicht gewartet hatte und sich bereits mitten in der Flut befand; auch Galaor wollte nicht zurückbleiben und ritt wacker neben ihr her.

Der Graf von Moret spürte trotz seiner hohen Lederstiefel die Frische des Wassers an seinem Körper; er zweifelte nicht, daß Isabella, gleich ihm, durchnäßt sei, und er fürchtete für ihre Gesundheit die Folgen einer heftigen Erkältung.

Er fragte daher Wilhelm, ob man in der Nähe eine Herberge und ein Feuer finden könnte. Wilhelm kannte in der Entfernung von etwa einer halben Stunde eine Hütte, in welcher sich gewöhnlich die Schmuggler auf ihren nächtlichen Wanderungen aufhielten; hier mußte man nach seiner Ansicht Feuer und Alles, was sonst noch nöthig wäre, finden.

Da der Weg es erlaubte, setzte man die Maulthiere in Trab und legte so eine halbe Meile zurück; dann verengte sich der Pfad so, daß man nur einzeln reiten konnte. Wilhelm ritt als Führer voran,, dann folgten Isabella, der Graf, Frau von Coëtman und zuletzt der Page Galaor.

Der Regen, welcher den Schnee etwas aufgeweicht hatte, erleichterte übrigens den Maulthieren ihren Weg, und zu der von Coutet bezeichneten Stunde langte man an der Thür der Hütte an.

Isabella zögerte, hier einzutreten und verlangte, man solle den Weg weiter fortsetzen. Die halbgeöffnete Thür ließ im Innern eine zahlreiche Gesellschaft sehen, und diese schien

eine sehr gemischte zu sein. Aber Wilhelm beruhigte die Dame, indem er ihr einen abgesonderten Winkel versprach, wo sie mit keinem der Männer in Berührung kommen würde, deren Gesichter und Trachten ihr Unruhe einflößten.

Uebrigens waren unsere Reisenden gut bewaffnet; Jeder von ihnen hatte außer seinem Jagdmesser in den Halftern seines Maulthieres ein Paar jener langen Pistolen mit Radschlössern, wie sie damals gebräuchlich waren. Wilhelm trug in seinem Gürtel ein Dolchmesser und im Bandelier um seine Schulter hing ein schwerfälliges Jagdgewehr.

Man machte vor der Thür halt; Wilhelm stieg ab und trat allein in die Hütte.

V.

Ein Aufenthalt in den Bergen.

Wilhelm trat nach einem Augenblicke wieder heraus, legte die Finger an den Mund, um den Reisenden Stillschweigen anzuempfehlen, nahm sein Maulthier am Zügel und gab der Gesellschaft ein Zeichen, ihm zu folgen.

Man ritt um die Hütte herum und gelangte auf der Rückseite derselben in einen Hof, wo die Maulthiere unter einem Schuppen untergebracht wurden, unter dessen Dach bereits ein Dutzend Pferde und Maulthiere standen.

Wilhelm ließ die beiden Frauen absteigen, und bat sie dann, ihm zu folgen.

Isabella wandte sich zu dem Grafen.

„Ich fürchte mich!" sagte sie.

„Fürchtet nichts!" antwortete er; „ich wache über Euch."

„Wenn wir etwas fürchten müssen," sagte Wilhelm Coutet, welcher es gehört hatte, „so ist es gewiß nicht an diesem Orte, wo ich sehr viele Freunde habe."

„Und wir?“ fragte der Graf.

„Stecket Eure Pistolen in den Gürtel; ein solcher Schmuck ist in diesem Land, und zu der Zeit, in welcher wir reisen, kein bloßer Luxus. Dann erwartet mich hier.“

Er lud von den Packsatteln der Thiere das den Damen gehörende Gepäck, und schritt diesen in die Hütte voran.

Eine Frau erwartete sie daselbst, führte sie in eine Art Backstube, und zündete auf dem Herde ein großes knisterndes Feuer an.

„Bleibet hier, Madame,“ sagte Wilhelm Coutet zu Isabella, „Ihr seid hier ebenso sicher wie im Gasthause „zum goldenen Wachholderbaum“; ich werde jetzt hinausgehen, mich mit den Herren zu beschäftigen.“

Der Graf von Moret und Galaor hatten die Weisungen Wilhelm Coutet's befolgt, waren abgestiegen, hatten ihre Pistolen in die Gürtel gesteckt, und ihre Mantelsäcke, welche ihre Effecten enthielten, von den Thieren abgeschnallt.

Die Sicherheit, welche Coutet bot, erstreckte sich nicht auch auf die Habseligkeiten der Reisenden; er bürgte nur für die Personen.

Alle Drei machten sich nun auf den Weg, gingen wieder um die Hütte herum und betraten sie durch den Haupteingang, nachdem sie einen Augenblick an der Schwelle stehen geblieben waren.

Isabella erschrak nicht ohne Grund über die Gesellschaft, welche hier versammelt war. Weniger schüchtern als sie, zögerten die zwei jungen Männer zwar nicht, sich unter dieselbe zu mischen, aber der Blick, den sie mit einander wechselten, das Lächeln, das auf ihre Lippen trat, die fast gleichzeitige Bewegung ihrer Hände gegen die Kolben ihrer Pistolen, Alles zeigte, daß sie den Versicherungen Coutet's nicht unbedingten Glauben schenkten.

Dieser hingegen, der von seiner Kindheit an das Schmugglerhandwerk und Wilddieberei trieb, war ganz in seinem Elemente; er bahnte sich mit Ellbogen und Schultern einen

Weg nach dem ungeheueren Camine, an welchem etwa zwölf Individuen von zweifelhaftem Aussehen sich wärmten.

Er sagte darauf zweien der Leute einige Worte in das Ohr, worauf diese sich sogleich erhoben und bereitwillig und ohne irgend ein Zeichen des Mißvergnügens über die erlittene Störung den neuen Ankömmlingen Platz machten, indem sie ihre Sitze, das heißt die Waarenballen, die ihnen als solche gedient hatten, mit sich fortnahmen.

Die Mantelsäcke wurden an die Stelle der Waarenballen gelegt, und der Graf von Moret, sowie sein Page Galaor ließen sich auf dieselben nieder.

Der Blick, den jetzt die jungen Leute auf ihre Umgebung warfen, rechtfertigte in ihrer Meinung vollkommen die Befürchtungen, welche Fräulein von Lautrec geäußert hatte.

Der größere Theil der Gesellschaft gehörte der ehrsamen Gilde der Schmuggler an, zu welcher auch Wilhelm Coutet zählte, die Anderen aber schienen Wilddiebe oder Wegelagerer, oder Beides zugleich zu sein. Es wurde hier in fast allen Sprachen gesprochen, gescherzt, geflucht, Italiener, Spanier, Deutsche, Franzosen waren in der zusammengewürfelten Sippschaft gleichmäßig vertreten.

Alle Belagerten, welche sich aus Casale hatten retten können, wo man Hungers starb, alle Deserteure, welche aus dem Mailändischen unter dem Vorwande wegliefen, daß man ihnen ihren Sold nicht regelmäßig auszahle, begaben sich zu jener Zeit in die Berge und übten hier jene geheimnißvollen Gewerbe, deren Schauplatz stets die waldigen Grenzgebirge zu sein pflegen.

Alle diese Elemente mischten sich untereinander und bildeten die Zuflüsse eines trüben Stromes, der sich dem Abgrunde zuwälzte; über ihren Häuptern schwamm eine Dunstwolke, welche sich aus dem Tabakrauche und dem Dampfe heißer geistiger Getränke bildete; einige stinkende Talglichter, die entweder an der Mauer befestigt waren, oder auf den wackligen Tischplatten standen, verbesserten keineswegs die Atmosphäre,

die sie schwach erhellten; die Flammen waren dabei von einem gelben Hofe umgeben, wie der Mond am Vorabende regnerischer Tage.

Von Zeit zu Zeit hörte man ein heftigeres Geschrei und sah in der Dunstwolke die Umrisse der Anwesenden sich heftig bewegen; das geschah, wenn zwischen einem Spanier und einem Deutschen, einem Italiener und einem Franzosen ein Streit ausgebrochen war; dann hielten sich Spanier, Deutsche, Italiener und Franzosen zu ihren Landsleuten; waren die Kräfte der Streitenden ziemlich gleich, dann wurde der Kampf allgemeiner; war aber Einer derselben bedeutend schwächer als der Andere, dann blieben die Uebrigen theilnahmslose Zuschauer, und ließen die Beiden den Streit entweder durch einen Friedenskuß oder durch einen Messerstich beendigen.

Kaum hatten die beiden jungen Leute sich niedergesetzt und einigermaßen erwärmt, als eine jener Streitigkeiten, welche immer nur halb einschliefen, in einer Ecke des Zimmers wieder ausbrach. Deutsche und spanische Flüche, die man durcheinander hörte, verkündeten die Nationalität der Streitenden. Im Augenblicke sah man etwa ein Dutzend Leute sich erheben, welche die Absicht zu haben schienen, sich in jene Ecke zu stürzen, und an dem Streite theilzunehmen; da sie jedoch bemerkten, daß unter ihnen neun Spanier und nur drei Deutsche waren, sagten die Deutschen: „Es ist nichts!“ und die Spanier ließen sich mit der Bemerkung nieder: „Laßt sie nur machen, sie werden schon miteinander fertig werden!“

Diese Freiheit des Handelns machte bald aus den beiden Streitenden zwei Kämpfende. Man sah, wie die Bewegungen den Worten folgten und mit diesen an Heftigkeit zunahmen; dann bemerkte man in dem Kreise, den die Kerzen erhellten, das Blitzen von Messern; Ausrufungen, welche erhaltene Wunden verriethen, wurden ausgestoßen und folgten in immer kürzeren Zwischenräumen; endlich ertönte ein gräßlicher Schrei, ein Mann warf alle im Wege stehenden Stühle und Tische

über den Haufen und rannte zur Thüre hinaus, und am Boden ließ sich das Röcheln eines Sterbenden vernehmen.

In dem Augenblicke, wo der Graf von Moret die Klingen der Messer funkeln sah, machte er eine Bewegung, sich in den Kampf zu mischen, um dem Schwächern beizustehen, allein eine Hand von Eisen hielt ihn auf seinem Sitze fest.

Es war Wilhelm Coutet, der ihm diesen eben so klugen, wie menschenfreundlichen Dienst erwies.

„Um Gottes willen," flüsterte er ihm zu, „rührt Euch nicht von der Stelle!"

„Aber Ihr seht doch, daß Einer den Andern umbringt!"

„Was kümmert das Euch," antwortete Wilhelm Coutet ruhig; „lasset die Leute nur gewähren!"

Und man ließ sie in der That gewähren.

Das Resultat war, daß der Eine, nachdem er den Stich ausgetheilt hatte, entfloh, und der Empfänger dieses Stiches sich erst an die Mauer stützte, dann längs derselben herabglitt und auf dem Fußboden röchelnd den Tod erwartete.

Da es der Deutsche war, welcher den Kürzeren gezogen hatte, überließ man es nun seinen zwei oder drei Landsleuten, den noch leise athmenden Körper vom Boden aufzuheben und auf die Tischplatte zu legen.

Der Stoß war von unten nach oben geführt worden, zwischen der sechsten und siebenten Rippe eingedrungen und hatte das Herz getroffen, was sich ebenso aus der Beschaffenheit der Wunde, wie aus dem schnell eintretenden Tode erkennen ließ; denn kaum lag der Körper des Verwundeten auf dem Tische, als er eine letzte Zuckung machte, und dann sich streckte, um endlich unbeweglich zu bleiben, weil das Leben aus ihm entflohen war.

Da weder Freunde noch Verwandte zugegen waren, erschien es billig, daß die Landsleute des Verstorbenen ihn beerbten, und Niemand fiel es ein, sich diesem Vorhaben zu widersetzen. Man plünderte den Todten, theilte sein Geld, seine Waffen und seine Kleider, und ging dabei mit einer Ruhe und

Genauigkeit zu Werke, als ob man die natürlichste Sache von der Welt thäte. Als die Theilung zu Ende war, nahmen die Deutschen den Leichnam, dem sie das Hemd gelassen hatten, auf die Schultern, trugen ihn an eine Stelle des Weges, der sich hart neben einem etwa tausend Fuß tiefen Abgrunde befand, und stürzten ihn dort hinab.

Nach einigen Secunden hörten sie das matte Geräusch des unten auf den Felsen aufschlagenden Körpers, und kehrten dann ruhig in die Schenke zurück, wo sie ihre alten Plätze einnahmen.

Von Vater, Mutter, Familie, Verwandten, Freunden des Ermordeten war nicht die Rede; Niemand dachte auch nur daran. Wie hatte er geheißen, wer war er gewesen, woher war er gekommen? Man beschäftigte sich mit der Beantwortung dieser Fragen nicht im Allergeringsten. Es war eben um ein Atom weniger geworden in der Unendlichkeit und der Blick Gottes allein ist umfassend genug, um die Atome, Menschen genannt, zu zählen und zu übersehen.

Dieser Tod machte in der Schöpfung keine größere Lücke, als die Schwalbe, welche einen Welttheil verläßt, um einen anderen aufzusuchen, oder die Ameise, welche der Fuß des Wanderers zertritt.

Der Graf von Moret war jedoch durch dieses Ereigniß um so mehr erschreckt worden, als er daran dachte, welchen Eindruck es auf Isabella, die von dem Schauplatze nur durch eine Bretterwand getrennt war, hätte machen müssen, wenn sie Augenzeugin desselben gewesen wäre.

Er verließ das Zimmer und schritt auf das Versteck zu, in welchem sie sich befand; die Wirthin saß auf der Schwelle.

„Seid nicht unruhig, mein schöner junger Herr," sagte sie; „ich wache!"

In demselben Augenblicke und als ob sie das Kommen ihres Geliebten geahnet hätte, öffnete Isabella die Thür und sagte mit ihrem süßesten Lächeln:

„Seiet willkommen, mein Freund; wir sind zum Aufbruche bereit und warten nur noch auf Euch!"

„Dann schließet die Thür, theure Isabella; ich gehe, Wilhelm Coutet und Galaor zu benachrichtigen; öffnet nur auf den Ruf meiner Stimme."

Die Thür schloß sich wieder, und als der Graf sich umwandte, stand er seinem Führer gegenüber.

„Die Damen sind bereit," sagte er ihm; „reisen wir so schnell als möglich ab; diese Atmosphäre schnürt mir die Brust zusammen."

„Es ist gut; aber kehret nicht mehr in die Hütte zurück; es ist nicht nöthig, daß man uns miteinander fortgehen sieht; ich werde Euch Euren Pagen herausschicken, und in zehn Minuten mit den beiden Mantelsäcken nachfolgen."

„Fürchtet Ihr irgend eine Gefahr?"

„Es gibt Leute von allen Arten; Ihr habt selbst gesehen, was die da drinnen sich aus einem Leben machen."

„Wie konntet Ihr uns hierherführen, da Ihr wußtet, unter welche Banditen wir gerathen würden?"

„Vor zwei Monaten, wo ich diesen Weg machte, gab es noch keinen Krieg; dieser allein hat uns diese Schufte über den Hals gebracht; wenn ich ihre Anwesenheit hätte vorhersehen können, wären wir vorübergezogen."

„Gut; benachrichtiget Galaor, wir werden dann die Thiere bereit halten, so daß wir, wenn Ihr kommt, nur aufzusitzen brauchen."

„Ich gehe."

Fünf Minuten später verließen die Reisenden so geräuschlos als möglich den Schlupfwinkel der Schmuggler und verfolgten wieder ihren Weg.

VI.

Die Seelen und die Sterne.

Als sie aus dem Hofe hinausritten, machte Wilhelm den Grafen auf eine breite Blutspur aufmerksam, welche auf dem Schnee hinlief, und erst an der Stelle endete, wo der Leichnam über die Felsen hinabgestürzt wurde. Dieser Anblick ersparte jede Erklärung und die Reiter griffen unwillkürlich nach den Kolben ihrer Pistolen.

So wie Isabella früher nichts hörte, so sah sie auch jetzt nichts. Der Graf von Moret hatte ihr gesagt, sie könne ruhig sein, und sie war es.

Der Mond warf sein bleiches Licht über die schneebedeckte Landschaft und verbarg es nur von Zeit zu Zeit hinter mächtigen Wolken, welche am Himmel dahinjagten.

Der Weg war so gut, daß Isabella ihrem Thiere die Zügel lassen, und sich in Betrachtungen der Gegend und des Horizontes versenken konnte.

Man weiß, daß im strengen Winter die Sterne mit besonders hellem Glanze am Firmamente funkeln, und namentlich kann man dies auf hohen Bergen sehen, welche die Dünste überragen, die auf den Niederungen lagern.

Von Natur zur Träumerei und Melancholie geneigt, verlor sich Isabella in ihren Betrachtungen.

Unruhig über ihr Stillschweigen — die Liebenden werden über Alles unruhig — sprang der Graf von Moret von seinem Maulthiere herab und näherte sich Isabella.

„Woran denket Ihr, Geliebte meiner Seele?" fragte er sie.

„Woran soll ich bei dem Anblicke dieses herrlichen Fir-

maments denken, mein Freund, wenn nicht an die unendliche Allmacht Gottes, und an den kleinen Platz, den wir in diesem Weltall einnehmen, das unser Stolz als für uns geschaffen betrachtet?"

„Was wäre es erst, wenn Ihr die wirkliche Größe aller dieser Welten kenntet, die da um unsere Erde rollen und ihr unendlich überlegen sind."

„Und Ihr kennt sie?"

Der Graf lächelte.

„Ich habe," sagte er, „die Astronomie bei einem großen italienischen Meister studirt, der Professor in Padua war, und der, da er für mich eine besondere Freundschaft fühlte, mir seine Geheimnisse entdeckte, die er vor den Augen der Welt nicht zu enthüllen wagt, weil er für seine Sicherheit fürchtet."

„Kann die Wissenschaft eine solche Geheimthuerei vertragen?"

„Ja, wenn die Geheimnisse im Widerspruche mit der heiligen Schrift stehen."

„Man muß vor Allem glauben, Graf, und in einem wahrhaft religiösen Herzen geht der Glaube dem Wissen vor."

„Vergesset nicht, theuere Isabella, daß Ihr mit einem Sohne Heinrichs IV. redet, daß ich einen schlecht bekehrten Mann zum Vater habe, und daß dieser mir nicht sterbend — denn sein Tod war, ach, ein so rascher, daß er nicht Zeit hatte, an mich zu denken, — sondern bei seinen Lebzeiten empfahl, zu studiren, zu lernen, und wenn ich wissen würde, meinen Glauben nach freier Prüfung zu wählen."

„Seid Ihr denn nicht Katholik?" fragte Isabella mit einer gewissen Unruhe.

„O ja! Beruhigt Euch hierüber," sagte der Graf. „Indeß lehrte mich mein Professor, ein alter Calvinist, jeden Glauben der Prüfung meines Verstandes zu unterwerfen und jede religiöse Theorie zurückzuweisen, welche damit anfängt, einen Theil der Vernunft zu Gunsten des Glaubens zu ver-

nichten. Ich glaube daher, aber nur an das, wovon ich mir Rechenschaft geben kann, und es widerstrebt mir, irgend einen finstern Glauben anzunehmen, welchen Der mir nicht zu erklären vermag, welcher mir denselben predigt; das hindert mich übrigens nicht, mich in Gott zu versenken, zu dessen unendlicher Vaterliebe ich mich flüchten würde, wenn mich jemals ein großes Unglück träfe."

„Ich athme wieder auf," sagte Isabella lächelnd; „ich glaubte schon es mit einem Heiden zu thun zu haben."

„Ihr habt es mit einem noch Schlimmeren zu thun, Isabella. Ein Heide läßt sich bekehren; ein Denker dagegen verlangt Aufklärung und indem er diese erlangt, das heißt in dem Grade, in welchem er sich der ewigen Wahrheit nähert, entfernt er sich von dem Dogma. Hätte ich zur Zeit Philipps II. in Spanien gelebt, theure Isabella, so würde ich höchst wahrscheinlich als Ketzer verbrannt worden sein."

„O mein Gott! Doch aber, um wieder auf die Sterne zu kommen, welche ich betrachtete: was sagte Euer gelehrter Italiener von ihnen?"

„Etwas, was Ihr leugnen werdet, obwohl ich es für die reine Wahrheit halte."

„Ich werde nichts leugnen, was Ihr mir versichert, mein Freund!"

„Habt Ihr schon am Ufer des Meeres gewohnt?"

„Ich war zweimal in Marseille."

„Welche Tagesstunde hatte da den größten Reiz für Euch?"

„Die des Sonnenuntergangs."

„Hättet Ihr nicht darauf geschworen, es sei die Sonne, welche den Himmel durchlaufe und sie sinke am Abend in das Meer?"

„Ich würde noch jetzt darauf schwören."

„Nun, Ihr würdet irren; die Sonne steht auf einem Puncte und die Erde bewegt sich um dieselbe."

„Unmöglich!"

„Ich habe Euch im Voraus gesagt, Ihr würdet widersprechen."

„Wenn aber die Erde sich bewegt, so würde ich dies fühlen."

„Nein, denn auf ihr bewegt sich auch die Atmosphäre, welche uns umgibt."

„Wenn die Erde aber sich einfach bewegte, so müßten wir ja immer die Sonne sehen."

„Ihr habt Recht, Isabella, und ich bewundere Euren scharfen Verstand. Die Erde bewegt sich nicht nur um die Sonne, sondern dreht sich auch um sich selbst; in diesem Augenblicke zum Beispiel beleuchtet die Sonne die uns entgegengesetzte Seite der Erde."

„Aber wenn das wahr wäre, müßten wir den Kopf unten und die Füße in der Luft haben."

„Gewissermaßen ist dem auch so, aber die Atmosphäre, von der ich sprach, umgibt und stützt uns."

„Ich verstehe Euch nicht, Anton, und da ich nicht zweifeln will, reden wir lieber von etwas Anderem."

„Wovon wollen wir reden?"

„Von dem, woran ich gedacht habe, als Ihr meinen Gedankengang unterbrachet."

„Und woran dachtet Ihr?"

„Ich fragte mich, ob alle diese Welten nicht erschaffen seien, um unsere Seelen aufzunehmen, wenn wir einmal gestorben sind?"

„Ich hätte Euch nicht für so ehrgeizig gehalten, theuere Isabella."

„Ehrgeizig? Und warum?"

„Nur zwei oder drei dieser Welten sind kleiner als unsere Erde: die Venus, der Merkur, der Mond, andere sind achtzig-, siebenhundert-, vierzehnhundertmal größer."

„Von der Sonne begreife ich es; sie ist das ausgezeichnetste aller Gestirne; wir danken ihr Alles, sogar die Grundbedingung unseres Daseins; ihre Wärme, ihre Kraft, ihr

Glanz durchdringen uns; sie macht nicht nur unser Herz, sondern das Herz der Erde schlagen."

„Ihr habt in Eurer Einbildungskraft und der Euch angebornen Poesie soeben mehr gesagt, als mein gelehrter italienischer Meister mit all' seinem Wissen sagen konnte."

„Wie aber kömmt es," fuhr Isabella fort, „daß jene leuchtenden Punkte, welche wir über den Himmel verstreut sehen, größer sind, als unsere Erde?"

„Ich will nicht von jenen Sternen sprechen, die sich durch die allzugroße Entfernung unseren Blicken entziehen, wie Uranus und Saturn; aber betrachtet jenen Stern von goldgelbem Glanze."

„Ich sehe ihn."

„Das ist der Jupiter; er ist 1414mal größer als unsere Erde, auch hat er vier Monde, welche ihm ein beständiges Licht und einen ewigen Frühling verleihen."

„Aber warum erscheint er uns so klein, da die Sonne uns doch viel größer vorkömmt?"

„Das kömmt daher, weil ihn die Sonne in der That fünfmal an Größe übertrifft, und wir von ihr nur 38 Millionen Stunden entfernt sind; von dem Jupiter dagegen 162,000 Millionen Stunden."

„Aber wer hat Euch das Alles gesagt, Anton?"

„Mein gelehrter Italiener."

„Und wie heißt er?"

„Galiläi."

„Und glaubet Ihr an das, was er Euch gesagt hat?"

„Ich glaube fest daran."

„Nun, mein lieber Graf, ich muß gestehen, daß Ihr mich mit Euren Zahlen erschrecket, und ich glaube nicht, daß meine arme Seele sich je zu einer so weiten Reise entschließen wird."

„Wenn wir eine Seele haben, Isabella!"

„Solltet Ihr daran zweifeln?"

„Es fehlt uns wenigstens der Beweis dafür."

„Streiten wir hierüber nicht; ich habe das Glück, nicht so gelehrt zu sein, wie Ihr, und glaube daher an meine Seele."

„Wenn Ihr an Eure Seele glaubet, so werde ich es versuchen, auch an der meinigen nicht zu zweifeln."

„Nehmen wir also an, Ihr hättet eine Seele, und besäßet nach Eurem Tode die Wahl des Aufenthaltes, nach welcher Welt würdet Ihr Euren Flug richten?"

„Und Ihr, theuere Isabella?"

„Ich gestehe, daß ich eine Vorliebe für den Mond habe; er ist das Gestirn der Liebenden."

„In Bezug auf die Entfernung wäre Eure Wahl die beste, denn der Mond ist unser nächster Stern; er ist nur etwa 96,000 Stunden von uns entfernt; sonst aber würde sich Eure Seele auf demselben nicht gut befinden."

„Warum nicht?"

„Weil der Mond unbewohnbar ist, selbst für eine Seele."

„O, welches Unglück! Seid Ihr dessen gewiß?"

„Urtheilet selbst, liebe Isabella; die besten Teleskope von der Welt sind die von Padua und haben, wenn sie auf den Mond gerichtet waren, stets nur Unfruchtbarkeit und Oede gezeigt; keine Flüsse, keine Seen, kein Meer, kein Leben, keine Vegetation. Es ist möglich, daß der Mond auf seiner uns unsichtbaren Hälfte alles das besitzt, was ihm auf der uns zugekehrten Hemisphäre fehlt, aber der Zweifel bleibt und ich würde Euch nicht rathen, Eure Seele dahin zu schicken, obwohl die meinige ihr unbedingt folgen würde."

„Und Ihr, lieber Graf, der Ihr alle diese Welten so genau zu kennen scheint, als ob Ihr sie bewohnt hättet, auf welchen Planeten würdet Ihr meine Seele locken, wenn dieselbe nun eben so eigensinnig wäre, sich nicht von der Eurigen trennen zu wollen?"

„Ah," sagte der Graf, „da würde ich mich nicht einen

Augenblick bedenken, und nach der Venus die geistige Reise antreten."

„Für einen Mann, welcher behauptet, kein Heide zu sein, wäre das ein sehr compromittirender Aufenthalt; und wo ist diese Venus, der Planet Eurer Vorliebe?"

„Seht Ihr, theure Isabella, jenes bläuliche Licht, das dort am Himmel glänzt? Das ist die Venus. Sie ist die Vorläuferin der Nacht so wie die der Morgenröthe; der am hellsten strahlende Planet unseres ganzen Systemes. Sie ist von der Sonne ungefähr 28 Millionen Stunden entfernt und empfängt von derselben zweimal mehr Licht und Wärme, als unsere Erde. Ihre Atmosphäre gleicht der unsrigen und obgleich sie kaum halb so groß ist, wie unser Erdball, hat sie Berge, welche 120,000 Fuß hoch sind. Da nun die Venus, so wie der Merkur, beinahe fortwährend von Wolken bedeckt sind, müssen sie von Flüssen und Bächen, die dem Monde mangeln, durchschnitten sein, welche den an ihren Ufern lustwandelnden Seelen ein liebliches Murmeln und eine erquickende Frische gewähren."

„Bleibe es also die Venus!" sagte Isabella lachend.

Kaum war dieser Pact geschlossen, als das Geräusch eilig sich nähernder Schritte vernehmbar wurde; die beiden Lachenden machten unwillkürlich Halt, und wandten sich nach der Seite, von welcher das Geräusch ertönte.

Sie sahen einen Mann, der in vollem Laufe daher kam, und da er nicht zu rufen wagte, mit dem Hute allerhand Zeichen machte, welche bei dem klaren Lichte des Mondes, der eben hinter einer Wolke hervortrat, deutlich sichtbar waren.

Dieser Mann hatte sicherlich der Karawane eine wichtige Mittheilung zu machen.

Als er nur noch hundert Schritte von ihr entfernt war, rief er Wilhelms Namen.

Wilhelm stieg von seinem Maulthiere ab und lief dem Manne entgegen, den er für einen der beiden Schmugg-

ler erkannte, die auf sein Zureden ihre Plätze am Feuer dem Grafen von Moret und Galaor abgetreten hatten.

Als die beiden Männer zusammentrafen, wechselten sie rasch einige Worte und eilten dann gemeinschaftlich auf die Reisenden zu.

„Schnell, schnell, Freund Jacquelino!" rief Wilhelm, der dem Grafen gegenüber absichtlich eine gewisse Vertraulichkeit zeigte, um den Schmuggler auf eine falsche Fährte zu bringen, „wir werden verfolgt, und es handelt sich darum, ein Versteck zu finden, in welchem wir uns verborgen halten könnten, bis unsere Verfolger vorübergezogen sind."

VII.

Die Brücke von Giavon.

Folgendes trug sich in der Herberge der Schmuggler zu, nachdem der Graf von Moret, Wilhelm und Galaor die Schänkstube verlassen hatten.

Die Thür, welche auf die Gebirgsstraße hinausging, öffnete sich und der Kopf des Spaniers, der sich nach der Ermordung des Deutschen geflüchtet hatte, kam zum Vorschein.

In dem Saale war Alles so ruhig, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre.

„He! Ihr Spanier!" rief der Ankömmling.

Darauf zog er sich zurück, denn er fürchtete die Rache der Deutschen.

Die Spanier erhoben sich von ihren Sitzen und gingen hinaus, dem Rufe ihres Landsmannes folgend.

Der Schmuggler, welcher der Freund Wilhelms war, ahnte irgend ein Complott; er erreichte durch eine andere Thüre den Hof und näherte sich dort unbemerkt der Gruppe.

Er hörte, wie der Spanier seinen Gefährten erzählte,

daß er durch eine Lücke im Gartenzaune eine Karawane gesehen habe, in welcher sich Damen, anscheinend von hohem Range, befanden, und daß diese Karawane von Wilhelm Coutet geführt werde.

Es war ein Streich zu vollbringen, welcher einträglich zu sein versprach.

Die Spanier, ihrer zehn, mußten leicht mit drei Männern fertig werden, wovon der Eine fast noch ein Kind und der Zweite ein Führer war, der keine Ursache hatte, sich für ihm fremde Leute tödten zu lassen.

Der Spanier hatte wenig Mühe, seine Landsleute, Galgenvögel, wie er selbst, zu überreden, und nach wenigen Augenblicken trennte sich die Gruppe; Jeder ging, um seine Waffen zu holen.

Darauf nahm der Schmuggler, wie man im Volke zu sagen pflegt, seine Beine in die Hand, und lief auf der Straße dahin, um vor den Spaniern einen Vorsprung gewinnen und die Reisenden rechtzeitig warnen zu können.

In der That kam er vor Jenen an; dennoch war keine Zeit zu verlieren; sie konnten nicht mehr weit sein.

Die beiden Männer hielten Rath; so genau sie auch die Gegend ringsumher kannten, fiel ihnen doch nicht gleich ein Versteck ein, wo sich fünf Personen mit eben so vielen Maulthieren verbergen konnten; endlich kamen die Worte: „Die Brücke von Giavon," fast zu gleicher Zeit aus ihrem Munde.

Die Brücke von Giavon war ein großer steinerner Bogen, der sich über einen Fluß spannte, welcher in den Bergen entsprang und dem Po zufloß. Bei dieser Brücke theilte sich der Weg; eine Straße führte von dort nach Venoux, die andere nach Susa.

Auf diesem Punkte angelangt, mußten die Spanier den einen oder den anderen Weg einschlagen; hatte man das Glück, von ihnen nicht bemerkt zu werden, so konnte man dann auf dem Wege weiterreisen, den Jene nicht einschlugen.

Da die Spanier nicht wissen konnten, daß die Reisenden benachrichtigt worden waren, schöpften sie auch nicht den Verdacht, daß sie sich versteckt hätten.

Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß sie sich ohne Mißtrauen für den einen oder den anderen Weg entscheiden würden.

Es mußten noch gegen zehn Minuten verstreichen, ehe man die Brücke von Giavon erreichte.

Wilhelm nahm das Maulthier Isabella's, sein Gefährte das der Frau von Coëtman beim Zügel, und nun ging es im raschen Trabe über Stock und Stein.

Die Vorsehung kam unseren Reisenden zu Hilfe; ein Heer schwarzer Wolken verhüllte nicht nur die zahllosen Sterne, welche Isabellen einen so poetischen und dem Grafen einen so gelehrten Stoff der Unterhaltung geboten hatten, sondern drohten auch den lichtspendenden Mond mit ihrem Schleier zu bedecken. Noch fünf Minuten und die hell beleuchtete Gegend mußte in tiefes Dunkel sinken.

Der Schmuggler, welcher das Maulthier der Frau von Coëtman am Zügel hielt, ließ denselben los, blieb etwa fünfzig Schritte hinter den Reisenden zurück, legte das Ohr an die Erde und horchte.

Die Karawane hielt an, damit das durch sie hervorgebrachte Geräusch den Lauscher nicht täusche.

Nachdem er einen Augenblick aufmerksam gehorcht hatte, lief er herbei.

„Man kann sie schon hören," sagte er, „aber sie sind noch etwa 600 Schritte von uns entfernt; glücklicherweise wird binnen einer Minute der Mond verschwunden sein, doch dürfen wir keine Zeit verlieren."

Man setzte sich wieder in Bewegung; die Wolken jagten am Himmel daher; das Licht des Mondes verschwand.

Bei den letzten Strahlen, welche der Mond ihnen spendete, konnten die Reisenden den Bogen der Brücke bemerken, der sich ihnen gegenüber spannte, und zu gleicher Zeit das

Brausen des Waldstromes hören, der unter derselben dahinstürzte.

Wilhelm lenkte das erste Maulthier, welches er am Zügel führte, links von dem bisher verfolgten Wege ab, und leitete es auf einem kaum sichtbaren, dem Anscheine nach in den Felsen gesprengten Pfade dahin.

Dieser Steg, wenn man den schmalen Pfad so nennen konnte, war in der That durch die Maulthiere ausgetreten worden, welche in heißen Tagen zum Flusse hinabgingen, um zu saufen.

So steil dieser Weg auch war, wurde er ohne den geringsten Unfall zurückgelegt.

Der Schmuggler war auf der Höhe des Felsens geblieben; er lauerte am Boden und horchte.

„Sie kommen näher," rief er hinab; „ich entferne mich, um sie von der rechten Spur abzubringen; verhindert nur die Maulthiere am Wiehern und kümmert Euch nicht weiter um mich."

Wilhelm führte die Reisenden unter den Bogen der Brücke und umwand die Köpfe der Thiere mit Tüchern, während sein Gefährte sich auf dem Wege nach Venoux entfernte.

Bald konnte man die Tritte der spanischen Banditen vernehmen; die Reisenden waren, sowohl durch die Dunkelheit als durch den sie verdeckenden Brückenbogen unsichtbar gemacht, in vollkommener Sicherheit; wenn nicht ein verdächtiges Geräusch oder sonst ein Zufall sie verrieth, konnten sie unmöglich entdeckt werden.

Die Spanier hielten auf der Brücke selbst still und beriethen, welchen der beiden Wege sie einschlagen sollten, den nach Susa oder den, welcher gegen Venoux führte. Ihre Berathung war sehr lebhaft, und die von den Reisenden, welche das Spanische verstanden, konnten die einzelnen Gründe vernehmen, welche Jeder für seine Ansicht vorbrachte.

Plötzlich ertönte ein Lied, von einer Männerstimme

gesungen. Der Mann, welcher dieses Lied sang, kam von Giavon.

Wilhelm preßte krampfhaft die Hand des Grafen von Moret, und legte die Finger an seine Lippen; er hatte die Stimme seines Gefährten erkannt.

Diese Stimme unterbrach augenblicklich das Gespräch der Banditen.

„Gut!“ sagte Einer von ihnen nach einer Pause; „wir werden jetzt Aufschlüsse erhalten.“

Vier der Banditen gingen dem Sänger entgegen.

„He, Mann!“ fragten sie ihn in italienischer Sprache, „bist Du auf Deinem Wege Reisenden begegnet?“

„Wollt Ihr etwa von zwei Männern und eben so vielen Frauen sprechen, welche von Wilhelm Coutet, dem Krämer aus Gravière, geführt werden?“ fragte der Angeredete zurück.

„Richtig; von eben diesen!“

„Nun, die sind nicht ganz fünfhundert Schritte von hier entfernt; wenn Ihr Geschäfte mit ihnen habt, so verlängert ein wenig Euere Schritte und Ihr werdet sie auf der Hälfte des Weges von hier nach Giavon einholen.“

Diese Auskunft hob die Unschlüssigkeit der Banditen und sie schlugen sofort den Weg ein, der nach Venoux führte.

Die Reisenden, welche kaum zu athmen wagten, sahen sie mit einer Eile abziehen, die, wenn sie wirklich auf der rechten Spur gewesen wären, sie bald mit den Opfern ihrer Habgier hätte zusammenführen müssen.

Der Schmuggler setzte seinen Weg nach Susa fort, den Reisenden die Richtung anzeigend, nach welcher sie zu gehen hätten.

Diese ritten nun, von Wilhelm geführt, im Bette des Flusses gegen fünfhundert Schritte fort, und vereinigten sich erst dann mit dem Schmuggler, welcher nicht wagte, in die Herberge zurückzukehren, da er mit Recht die Rache der Banditen wegen der ihnen gemachten falschen Angabe fürchtete und deshalb um die Erlaubniß bat, die Reisenden begleiten

zu dürfen. Sie wurde ihm bereitwillig ertheilt, und sogar das Versprechen dazu gegeben, daß er eine Belohnung erhalten sollte, wenn man die piemontesische Grenze erreicht haben würde.

Man setzte den Weg eilig fort, was der besser gewordene Weg auch erlaubte, und näherte sich dem Passe von Susa. In dem Maße, als man näher kam, empfahlen die Führer größere Vorsicht. Jedoch war der Fußsteig, dem die kleine Karawane folgte, so unbedeutend und so wenig gekannt, daß man diesen schmalen Weg verfolgte, bis man auf die Wälle gelangte; diese selbst waren verlassen, da die Stadt durch die Festungswerke, welche in dem Passe aufgeführt wurden, hinreichend vertheidigt schien.

Nachdem der Weg einige Zeit auf dem Walle selbst dahingeführt hatte, entfernte er sich plötzlich von demselben und nahm die Richtung nach Malavet, wo man übernachtete.

Am anderen Tage hielt man eine Berathung.

Man konnte in die Ebene hinabsteigen und über Rivarolo den Lago Maggiore gewinnen; aber da hätte man eine größere Gefahr laufen und in die Hände der Spanier fallen können.

Es ist wahr, daß der Graf von Moret, der mit einem Briefe des Don Gonsalez von Cordova an die Königin Anna nach Frankreich gekommen war, direct zu ihm, dem Gouverneur von Mailand, hätte gehen und ihm sagen können, er sei mit irgend einer Botschaft der beiden Königinnen nach Rom oder Venedig betraut; aber das wäre eine Lüge gewesen und jede Verstellung widerstrebte dem aufrichtigen Herzen dieses würdigen Sohnes Heinrichs IV.

Uebrigens hätte dieses einfache Auskunftsmittel die Reise bedeutend verkürzt, und der Wunsch Antons von Bourbon war, daß sie so lange als möglich dauern sollte.

Sein Entschluß ging also dahin, einen großen Umweg über Aosta und Sonoria nach Verona zu machen, wo man in Sicherheit sein würde. In Verona konnte man sich zwei



oder drei Tage erholen, und darauf nach Mantua, dem Ziele der Reise, abgehen.

In Ivrica verließ der Schmuggler, welcher der kleinen Karawane Nachricht von der sie bedrohenden Gefahr gegeben hatte, die Reisenden, und wurde mit einer Belohnung entlassen, deren Größe Wilhelm Coutet mehr als alles Andere überzeugte, daß er die Ehre habe, irgend einem hohen Herrn als Führer zu dienen.

Wir müssen ihm jedoch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß es nicht diese Ueberzeugung, sondern wahre Dankbarkeit war, die ihn darauf bestehen ließ, den Grafen bis an das Ziel der Reise zu begleiten. Er erhielt diese Erlaubniß leicht, denn wenn er in seinem Herzen die Dankbarkeit für seine Lebensretter bewahrte, so hegte der Graf für ihn jene Zuneigung, welche wir stets für ein Wesen empfinden, das uns das Leben verdankt.

Nach verschiedenen Zufällen, welche jedoch nicht die Bedeutung derer hatten, die wir erzählten, nach siebenundzwanzig mühevollen Tagen, kamen endlich der Graf von Moret und seine Schutzbefohlenen in Mantua an.

VIII.

Der Schwur der Treue.

Kein Brief, kein Courier, keine sonstige Botschaft hatte dem Baron von Lautrec die Ankunft seiner Tochter angezeigt. Selbstverständlich waren daher, obwohl der Baron nicht in dem Rufe eines besonders zärtlichen Vaters stand, die ersten Augenblicke des Wiedersehens ganz dem Austausche väterlicher und kindlicher Liebe geweiht.

Erst nach einiger Zeit kam der Baron dazu, die Reisegefährten seiner Tochter zu betrachten, und den Brief, den Richelieu an ihn geschrieben hatte, zu lesen.

Durch diesen Brief erfuhr er den erhabenen Namen des jungen Mannes, dem die Sorge für seine Tochter während der langen Reise anvertraut worden war, und ersah auch aus demselben das lebhafte Interesse, welches der Cardinal an Isabella nahm.

Das war ein Grund für ihn, unverzüglich den neuen Herzog von Mantua, Carl von Gonzaga, von der Ankunft seiner Tochter zu benachrichtigen, und ihm dabei mitzutheilen, welcher vornehme Gast mit ihr zugleich die Schwelle seines Hauses überschritten hatte. Man schickte sofort in das Schloß Fé, welches der Herzog bewohnte, um ihm diese Neuigkeit mitzutheilen, welche für ihn um so mehr Interesse haben mußte, als er hoffen konnte, durch den Grafen von Moret, d. h. durch den Bruder Ludwigs XIII., die besten Auskünfte über die Absichten des Königs und des Cardinals zu erhalten.

Auf die Nachricht des Barons stieg der Herzog sogleich zu Pferde und besuchte den Mann, den er mit Recht für einen seiner treuesten Diener hielt.

Er traf hier den Grafen von Moret, den er als Sohn Heinrichs IV. behandelte, indem er es ausschlug, sich in seiner Gegenwart zu bedecken oder niederzusetzen.

Uebrigens hatte der Herzog durch den Gesandten unmittelbare Nachrichten aus Paris erhalten.

Am 4. Januar 1629, d. h. vier Tage nach der Abreise des Grafen und Isabella's, hatte der Cardinal, stark durch das Versprechen, welches ihm der König gegeben, ihn fortan auf seiner Höhe zu erhalten, Ludwig XIII. buchstäblich entführt, indem er nicht duldete, daß Jemand Sr. Majestät begleite, weder ein Höfling, der ihn hätte umstimmen, noch irgend ein Rathsherr, der ihn hätte von dem Wege abbringen können, auf dem der Cardinal vorzugehen wünschte.

Man wußte, daß Donnerstag den 15. Januar der König in Moulins gespeist und in Varennes geschlafen hatte.

Seit dem 15. Januar wußte man nichts von Sr. Majestät und man hatte bereits 5. Februar.

Was man aber wußte, war, daß die Pest in Italien wüthe, schon über die Gebirge hereingebrochen und bis Lyon vorgedrungen sei.

Würde der König den Muth haben, trotz der tödtlichen Epidemie und der herrschenden schrecklichen Kälte seinen Weg fortzusetzen, der Pest in Lyon und dem Froste in den Bergen zu trotzen?

Wer den wandelbaren und schwankenden König kannte, mochte fürchten, wer aber mit dem unbeugsamen Sinne des Cardinals vertraut war, konnte nur hoffen.

Der Graf von Moret vermochte dem Herzoge nur zu wiederholen, was ihm der Cardinal bei seinem Abschiede versichert hatte, nämlich, daß man den Feldzug mit der Entsetzung Casale's beginnen und dann sofort eilen würde, Mantua zu Hilfe zu kommen.

Es war auch keine Zeit zu verlieren; Carl von Nevers wußte aus sicherer Quelle, daß Monsieur sich in dem ersten Zorne über die ihm widerfahrene Zurücksetzung mit Wallenstein in Verbindung gesetzt hatte. Ohne Scham und Gewissensbisse zog er die Horden eines neuen Attila gegen Frankreich, ohne zu wissen, ob es in Chalons einen Aëtius gab, sie zu vernichten; Altringer und Gallas, erfahrene Feldherren und Anführer beutegieriger Rotten, hatten sich nach und nach schon bis Worms und Frankfurt vorgeschoben und hielten Schwaben besetzt.

Der arme Herzog von Mantua sah sie bereits im Geiste auf den Spitzen der Alpen erscheinen, schrecklicher noch als die Cimbern und Teutonen, welche sich ehemals längs der Schneewände hinabgleiten ließen und auf ihren Schilden über die Flüsse setzten.

Alles dies machte dem Grafen von Moret einen langen Aufenthalt in Mantua unmöglich. Er hatte dem Cardinal versprochen, unverzüglich zurückzukehren und Theil an dem

Feldzuge zu nehmen; andererseits drängte ihn der Herzog, bald abzureisen und dem Könige seine Lage zu schildern; eine Lage, so schwierig, daß der Baron von Lautrec fast bedauerte, seine Tochter nun bei sich zu haben.

An dem Tage nach ihrer Ankunft hatte Isabella eine längere Unterredung mit ihrem Vater. Dieser machte sie mit den Verpflichtungen bekannt, die er gegenüber dem Baron von Pontis eingegangen war; Isabella aber sprach offen von ihrer Liebe zu dem Grafen von Moret und von den Versprechungen, die zwischen ihm und ihr getauscht worden waren. Von so guter Geburt auch Herr von Pontis sein mochte, so trug in dieser Beziehung Anton von Bourbon nicht nur über ihn, sondern auch über alle Edelleute den Sieg davon, die nicht von königlicher Abstammung waren. Der Baron begnügte sich daher, den Grafen in sein Cabinet zu rufen und ihn über seine Absichten zu befragen, welche ihm dieser mit seiner gewöhnlichen Offenheit darlegte, indem er ihm noch überdies versprach, der Cardinal würde ihm beistehen, sein Wort mit Ehren zurücknehmen zu können.

Doch sagte der Baron dem Grafen, daß er, im Falle dieser getödtet würde oder andere Verbindungen einginge, seine Autorität über seine Tochter geltend machen würde, eine Autorität, auf die er nur zu Gunsten des Cardinals verzichte, und daß er dann von Seite Isabella's keinen Widerstand dulden würde.

Am Abend nach dieser doppelten Erklärung gingen die beiden Liebenden Arm in Arm an dem Ufer des Flusses, den Virgil besingt, spazieren, und erzählten einander die Unterredungen, die sie mit dem Baron gehabt hatten, mit den kleinsten Nebenumständen. Isabella hoffte nicht sehr, aber da ihr der Graf das Versprechen gab, sich nicht tödten zu lassen, auch keine andere Gattin zu wählen, so gab sie sich endlich zufrieden.

Wir haben uns absichtlich des Wortes Gattin bedient, weil wir annehmen, daß, so sehr Anton von Bourbon

der Sohn des geraden Monarchen Heinrich IV. war, sich diesmal in seine Rede eine jener Spitzfindigkeiten eingeschlichen hatte, von welcher Heuchler einen so guten Gebrauch zu machen wissen. In der Verbindlichkeit, die er einging, sich nicht tödten zu lassen, war gewiß kein Hintergedanke; wir wagen jedoch zu behaupten, daß er bei dem Versprechen, nie eine andere Gattin zu haben, die Worte wohl erwogen hatte. Man wird in unserer Erzählung nämlich bald sehen, daß sich dieses Versprechen nicht auch auf Geliebte bezog und in den Augenblicken, wo der Teufel ihn versuchte — und die treuesten Liebenden haben solche Augenblicke, auch wenn sie nicht Söhne des Ketzers Heinrich IV. waren, — daß also in Augenblicken, wo der Teufel ihn versuchte, der junge Baske Jacquelino in einer Feuerwolke seine üppige, begehrliche Cousine Marina an sich vorüberschweben sah, welche sich wie ein Salamander im Feuer behaglich zu befinden schien und ihm aus ihren Feueraugen zwei Strahlen zuwarf, deren einer sein Herz verbrannte, während der andere seine Sinne verwirrte.

Und hatte er nicht auch einst im Vorzimmer Maria's von Gonzaga jener Herzensverbrennerin ein Versprechen gegeben, gleich jenen, welche man dem Satan zu geben pflegt, und welche sich nur auf dem Grunde der Hölle lösen lassen?

Wir wagen nicht zu behaupten, daß in dem Augenblicke, wo der Graf Isabellen das keusche Gelübde ablegte, die profanen Worte jener Venus Astarte in seinen Ohren tönten; was wir aber wissen, ist, daß der Graf den heidnischen Fluß, den man den Mincio nennt, als Zeugen für ungenügend erachtete; daß er zur Befestigung dieses Gelübdes die feierliche Beleuchtung durch die Lampen eines Gotteshauses und nicht durch die mythologischen Sternbilder des Himmels begehrte. Er bat also Isabella, den Eid in einem christlichen Tempel und in Gegenwart Gottes zu erneuern. Die Erinnerung daran sollte zugleich noch lebhafter durch einen Ring

erhalten werden, welchem der Tag eingegraben war, an dem sie einander den Schwur leisteten.

Isabella versprach Alles, was ihr Geliebter von ihr begehrte. Wie ihre Landsmännin Julia, deren Grab sie berühren konnte, wenn sie die Hand danach ausstreckte, hatte sie nur einen Wunsch, den, die Wünsche des geliebten Mannes zu erfüllen.

Am anderen Tage um dieselbe Stunde, d. h. um neun Uhr Abends, glitten zwei Schatten, von denen einer dem anderen um mehrere Schritte voranging, durch eine Seitenthür in die St. Andreaskirche, und bei dem Scheine der Lampen, die zum Andenken an die von verschiedenen Heiligen verübten Wunder stets vor den Votivaltären brennen, gingen sie zu dem Hauptaltare von unserer lieben Frau der Engel, ein reizender Name, der auf den noch lieblicheren Namen unserer lieben Frau der Liebe folgte, unter dem die heilige Jungfrau zuerst um ihren Beistand angefleht worden war, bis, ein halbes Jahrhundert zuvor, ein Bischof daran Anstoß genommen hatte.

Das junge Mädchen langte zuerst bei den Stufen an, und kniete nieder.

Der junge Mann folgte ihr und ließ sich ihr zur Rechten auf die Knie.

Es war ein herrliches Bild, diese Beiden, strahlend von Jugend und Schönheit, bei dem zitternden Lichte der ewigen Lampen zu sehen, wie sie feuchten Blickes ihr Köpfchen zu Boden senkte, und er sein Haupt hoch erhoben trug, während das Glück aus seinen glänzenden Augen strahlte.

Beide verrichteten ein stilles Gebet; wenn wir sagen: Beide, so verbürgen wir dies wenigstens in Beziehung auf Isabella von Lautrec. Ohne Zweifel bildeten sich bei ihr die aus dem Herzen strömenden Worte auf ihren Lippen zu einem inbrünstigen Gebete an die Mutter Gottes. Der Mann aber kann nur im Unglück beten; für das Glück hat er nichts als stammelnde Wünsche und heiße Seufzer.

Als diese erste Aufregung ihrer Herzen sich gelegt hatte, suchten sich ihre Hände, und zitternd legten sie sich in einander.

Isabella stieß einen Seufzer aus, in welchem Freude und Wehmuth bebten; dann sprach sie, ohne zu bedenken, an welchem Orte sie sich befand:

„Ach, mein Freund, wie sehr, wie sehr liebe ich Dich!"

Der Graf blickte die Madonna an.

„O," rief er, „die Madonna hat gelächelt; auch ich liebe Dich, meine angebetete Isabella!"

Die Köpfe Beider senkten sich unter der Last ihres Glückes.

Der Graf hielt erst die Hand Isabella's gegen seine Brust gepreßt, dann führte er sie an seine Lippen; darauf zog er einen Ring von seinem kleinen Finger und steckte ihn an ihre Hand, indem er sagte:

„Heilige Mutter Gottes, Beschützerin menschlicher und göttlicher Liebe, die Du den reinen Neigungen zulächelst, wie Du der uns'rigen zugelächelt hast, sei Zeuge, daß ich mich mit einem Schwure verpflichte, nie eine Andere als Isabella von Lautrec zur Gattin zu nehmen. Wenn ich meinen Eid breche, so strafe mich!"

„O nein, heilige Jungfrau, strafe ihn nicht!" bat Isabella.

„Isabella!" rief der Graf in leidenschaftlicher Erregung und wollte sie in seine Arme schließen.

Aber sie entwand sich im Bewußtsein des heiligen Ortes seiner Umarmung.

„Hochgeehrte und mächtige Madonna," sagte sie, „höre den Schwur, den ich meinerseits vor Dir ablege; ich schwöre hier zu Deinen Füßen, die ich küsse, daß ich von heute an mit Leib und Seele dem Manne angehöre, der soeben diesen Ring an meinen Finger gesteckt hat, und daß ich, wenn er sterben, oder, was schlimmer wäre, seinen Schwur vergessen sollte, keines Mannes Gattin, sondern die Braut Deines himmlischen Sohnes werde."

Ein Kuß erstickte diese letzten Worte auf den Lippen Isabella's.

Und die Madonna lächelte über den Kuß des Grafen, wie sie über den Ausruf Isabella's gelächelt hatte, denn sie erinnerte sich daran, daß sie unsere liebe Frau der Liebe geheißen hatte, ehe sie unsere liebe Frau der Engel genannt wurde.

IX.

Das Tagebuch des Marschall von Bassompierre.

Wie der Herzog von Mantua durch Vermittlung des Gesandten erfahren hatte, waren der König und der Cardinal in der That am 4. Januar von Paris abgereist und hatten am 15. desselben Monats in Moulins gespeist und in Varennes übernachtet, welcher letztere Ort nicht mit dem Varennes im Departement der Maas zu verwechseln ist, welches durch die Verhaftung eines Königs so berühmt wurde.

Für diesen ganzen Feldzug besitzen wir keine verläßlichere Quelle, als das Tagebuch des Marschalls von Bassompierre und aus diesem werden wir daher den historischen Theil unserer Erzählung dieses Feldzuges schöpfen.

Als der König nach dem mit dem Cardinale geschlossenen Bündnisse aus dem Cabinet Sr. Eminenz trat, fand er im Vorzimmer Herrn von Bassompierre, der gekommen war, dem wieder in Gunst getretenen Minister den Hof zu machen.

Als er ihn bemerkte, blieb der König stehen und wandte sich zu dem ihn begleitenden Cardinal zurück.

„Sehet, Herr Cardinal," sagte er, „da ist Einer, der uns gewiß begleiten und uns gut dienen wird."

Der Cardinal lächelte und machte ein Zeichen der Zustimmung.

„Es ist das die Gewohnheit des Herrn Marschalls," sagte er.

„Möge Ew. Majestät mir verzeihen, daß ich die Regeln der Etikette verletze, indem ich frage, wohin ich folgen soll?"

„Nach Italien," erwiederte der König, „wohin ich mich persönlich begebe, um vorerst Casale zu entsetzen. Haltet Euch zur Abreise bereit, Herr Marschall; ich nehme außer Euch noch den Marschall Créqui mit, welcher jene Gegenden kennt, und ich hoffe, daß wir von uns reden machen werden."

„Sire," sagte Bassompierre, sich verbeugend, „ich bin Euer ergebener Diener, und würde Euch bis an das Ende der Welt und selbst in den Mond folgen, falls es Euch belieben sollte, da hinaufzusteigen."

„Wir werden weder so weit reisen, noch so hoch hinaufsteigen, Herr Marschall. Jedenfalls ist der Ort des Zusammentreffens Grenoble; wenn Euch noch etwas mangelt, um in das Feld zu ziehen, wendet Euch an den Herrn Cardinal."

„Sire," entgegnete Bassompierre, „mit Gottes Hilfe wird mir nichts mangeln, besonders wenn Eure Majestät dem alten Schelm Lavieuville den Befehl ertheilen, mir meinen Gehalt als Generaloberst der Schweizer auszuzahlen."

Der König lachte.

„Wenn Lavieuville Euch nicht bezahlt," sagte er gnädig, „so werdet Ihr Euren Sold aus den Händen des Cardinals empfangen."

„Wirklich?" sagte Bassompierre mit einer Miene, welche ziemlich deutlich den Zweifel ausdrückte.

„Ja, wirklich!" sagte Se. Eminenz, „und es wäre gut, wenn Ihr mir auf der Stelle Eure Quittung gäbet, da wir keine Zeit zu verlieren haben, und in drei oder vier Tagen abreisen werden. Ihr sollt mit Eurem Gelde in der Tasche von hier weggehen."

„Herr Cardinal," sagte Bassompierre mit jener Miene eines großen Herrn, die er so gern annahm, „ich trage niemals Geld bei mir, außer wenn ich mich zum Spiele des

Königs begebe; ich werde, wenn es Euch beliebt, die Quittung hier zurücklassen, und einen meiner Leute nach dem Gelde schicken."

Als der König weggegangen war, schrieb der Marschall die Quittung und ließ des andern Tages das Geld in Empfang nehmen.

Am Abend desselben Tages, an welchem der Cardinal zu Ludwig XIII. gesagt, ein König dürfe nie sein Wort brechen, hatte er den beiden Königinnen und Monsieur alle ihnen vom Könige versprochenen Summen auszahlen lassen.

L'Angely erhielt die dreißigtausend Livres, die ihm der König versprochen hatte, und St. Simon das Decret als königlicher Stallmeister mit einem Gehalte von fünfzehntausend Livres jährlich.

Nachdem die Rechnungen des Königs dergestalt geordnet waren, hatte der Cardinal auch seine Gnadengaben ausgetheilt; Charpentier, Rossignol und Cavois wurden bedacht, aber so reichlich auch das Geschenk an den Letztern ausfiel, vermochte es dennoch nicht sein Weib zu trösten, welches die Entlassung des Cardinals als die Hoffnung auf eine lange Reihe ruhiger, ungestörter Nächte erweckt, die das einzige Ziel ihres Strebens waren, und bei der sie, wie wir sahen, durch das Gebet ihrer Kinder unterstützt wurde. Zum Unglück aber wird Gott so mit Bitten bestürmt, daß er selbst bei den Vernünftigsten nicht immer Zeit findet, sie zu erfüllen.

Die arme Frau Cavois litt unter einem solchen Augenblick der Ueberhäufung Gottes mit Geschäften, und Cavois sollte sie, indem er dem Cardinal folgte, abermals zur Strohwitwe machen; zum Glück befand sie sich indeß guter Hoffnung.

Der König hatte seinem Bruder den Titel eines General-Lieutenants gelassen, aber von dem Augenblicke an, wo es beschlossen war, daß der Cardinal den König begleiten sollte, galt es als ausgemachte Sache, daß Richelieu die Leitung des Krieges übernehmen werde und die General-Lieutenantsstelle eine bloße Sinecure sei.

Obwohl daher Monsieur sein Gefolge nach Montargis vorausgeschickt hatte, sagte er in Chavagnes dem Marschall Bassompierre, er wolle nicht, daß es den Anschein haben solle, als sei er gefühllos gegen die ihm von seinem Bruder zugefügte Beleidigung und er werde sich daher in sein Fürstenthum Dombes zurückziehen und dort die weiteren Befehle des Königs erwarten.

Bassompierre drang sehr in ihn, um ihn von diesem Entschlusse abzubringen, aber er vermochte dagegen nichts auszurichten.

Niemand täuschte sich übrigens über diesen Entschluß Monsieur's und Jeder schrieb ihn seiner Feigheit zu, die sich unter der Maske beleidigten Stolzes verbarg.

Der König war in Eile durch Lyon gereist, wo die Pest wüthete, und hatte erst in Grenoble angehalten.

Montag den 19. Februar schickte er den Marquis von Thoiras nach Vienne, wo er zu der Armee stoßen und die Wege für die Artillerie ausforschen sollte.

Der Herzog von Montmorency hatte seinerseits dem Könige mittheilen lassen, daß er sich in Briançon mit ihm vereinigen werde.

Hier fingen aber ernste Verlegenheiten an.

Die beiden Königinnen waren unter dem Vorwande, daß ihnen die Gesundheit des Königs Besorgnisse einflöße, in Wirklichkeit aber in der Absicht, den Einfluß des Cardinals zu untergraben, Ludwig XIII. nachgereist, um ihn in Grenoble einzuholen; aber er hatte ihnen sagen lassen, sie mögen in Lyon ihre Reise beenden, und sie wagten nicht, sich seinem Befehle zu widersetzen. Von Lyon aus richteten sie aber alles mögliche Uebel an, indem sie die Mitwirkung Créqui's und des Herzogs von Guise, von denen der Erste den Uebergang über die Gebirge unterstützen, der Letztere die Flotte herbeiführen sollte, lähmten.

Nichts entmuthigte indeß den Cardinal; so lange er den König unter seinem Einflusse hatte, bildete dieser seine Stärke.

Er hoffte, daß die Gegenwart des Königs und die persönliche Gefahr, der er sich dadurch aussetzte, daß er selbst die Alpen im Winter überschritt, aus den benachbarten Provinzen die nöthigen Verstärkungen herbeiziehen würde, und es wäre das auch ohne die hindernden Einwirkungen der beiden Königinnen der Fall gewesen.

In Briançon erwies es sich, daß die Umtriebe der Königinnen nur zu wirksam gewesen waren. Nichts von alle dem, was sich hier hätte vorfinden sollen, war eingetroffen, weder Lebensmittel, noch Maulthiere, noch Munition; von der Artillerie waren nur 12 Kanonen zur Stelle.

In der Casse befand sich im Ganzen die Summe von 200,000 Livres, so sehr waren die durch den Cardinal aufgenommenen Millionen durch allerhand Ansprüche und unnöthige Ausgaben zusammengeschmolzen.

Gegenüber hatte man den listigsten und gewissenlosesten Fürsten als Feind.

Alle diese Hindernisse vermochten nicht den Cardinal auch nur einen einzigen Augenblick aufzuhalten. Er versammelte die besten Ingenieure und suchte mit ihnen die Mittel, Kriegsgeräthe und Lebensmittel durch Menschenkräfte über die Gebirge tragen zu lassen.

Carl VIII. hatte zuerst Geschütze über die Alpen transportirt, aber das geschah in der guten Jahreszeit. Man mußte zwischen Bergen manövriren, die im Sommer beinahe unzugänglich waren, um so mehr aber im Winter. Man band die Kanonen mit Stricken an Winden, welche an den Lafetten befestigt waren; dann wurden die Winden gedreht und die Soldaten mußten an den Stricken ziehen. Die Kugeln wurden in Tragkörben fortgeschafft; die Munition, das Pulver und das übrige Kriegsgeräth verwahrte man in kleinen Fässern, mit denen man die Maulthiere beladete, die man sich um schweres Geld verschafft hatte.

Innerhalb sechs Tagen war das Alles über die Berge bis nach Oulx geschafft; der Cardinal selbst war bis nach

Chaumont vorgedrungen, wo er in Eile Nachrichten sammelte, und Erkundigungen über die Genauigkeit der ihm durch den Grafen von Moret gewordenen Mittheilungen einzog.

Als die Munition revidirt wurde, fand es sich, daß jeder Mann nur sieben Patronen hatte.

„Was liegt daran," sagte er, „da Susa schon bei dem fünften Schusse fallen wird?"

Mittlerweile war das Gerücht aller dieser Rüstungen zu Carl Emanuel gedrungen, aber der König und der Cardinal befanden sich bereits in Briançon, während Jener sie noch in Lyon glaubte. Er schickte seinen Sohn Victor Amadeus nach Grenoble, um den König daselbst zu erwarten; als der Prinz aber dort ankam, war der König schon nach dem Süden weitergereist.

Victor Amadeus begann nun eine förmliche Jagd auf den König und holte ihn erst in Oulx ein, wo er in dem Augenblicke ankam, als die letzten Kanonen von den Berghängen heruntergeschleift wurden.

Er bat um Audienz; der König bewilligte dieselbe; er empfing ihn, wollte aber von Geschäften nicht mit ihm reden und wies ihn an den Cardinal.

Victor Amadeus reiste augenblicklich nach Chaumont ab.

Dieser Prinz, in der Schule der List erzogen, wollte dieselbe auch gegenüber dem Cardinal anwenden; zum Unglück für ihn befand sich diesmal die List dem Genie, die Schlange dem Löwen gegenüber.

Bei den ersten Worten, die der Prinz sprach, begriff Richelieu, daß der Herzog von Savoyen, als er ihm seinen Sohn sandte, die einzige Absicht hatte, Zeit zu gewinnen, aber in jener Angelegenheit, wo der König sich vielleicht hätte überlisten lassen, blieb der Cardinal vollkommen Herr des Terrains.

Victor Amadeus fragte im Namen seines Vaters, ob man ihm Zeit lassen wollte, sein dem Gouverneur von Mailand gegebenes Wort: daß er den französischen Truppen

den Durchzug verwehren würde, auf gütlichem Wege zurückzunehmen.

Bevor er aber noch ausgesprochen hatte, unterbrach ihn der Cardinal.

„Verzeihung, mein Prinz," sagte er, „aber der Herr Herzog verlangt da Zeit, um ein Wort zurückzunehmen, das er nie hätte geben sollen."

„Wieso?" fragte der Prinz.

„Weil er sich bei Gelegenheit seines letzten Vertrages mit Frankreich gegen den König, meinen Gebieter, mündlich verbindlich gemacht hat, ihm freien Durchzug durch seine Staaten zu gewähren, im Falle Se. Majestät für nöthig halten sollten, seinen Verbündeten in Italien Unterstützung zuzuführen."

„Ich habe aber," erwiederte der Prinz zögernd, „diese Klausel in dem Vertrage zwischen Frankreich und Piemont nicht bemerkt."

„Wißt Ihr, warum man sie nicht in den Vertrag aufgenommen, sondern sich mit dem Ehrenworte Eures Vaters begnügt hat? Es geschah das aus Rücksicht für ihn, weil er uns begreiflich zu machen suchte, der König von Spanien würde auf ein solches Frankreich zugestandenes Privilegium eifersüchtig sein, und es gleichfalls für sich in Anspruch nehmen wollen."

„Aber," bemerkte Victor Amadeus, „der Herzog, mein Vater, verweigert ja dem Könige von Frankreich den Durchzug nicht."

„Dann," sagte der Cardinal lächelnd, denn er erinnerte sich an alle Details des ihm vom Grafen von Moret gesandten Schreibens, „dann geschah es wahrscheinlich nur zur Ehrenbezeigung für uns, daß Se. Hoheit der Herzog von Piemont den Paß von Susa befestigen und fast sperren ließ; dann wollte er wahrscheinlich unsere Wege dadurch erleichtern, daß er, nicht zufrieden mit den Schwierigkeiten, welche das Terrain an und für sich bietet, noch Felsstücke von außergewöhnlicher Größe auf den schmalen Pfad rollen ließ; dann beschäftigt er auch wohl in der Absicht, Blumen auf unsere

Wege zu pflanzen, dreihundert Arbeiter mit Hacke und Schaufel, die er selbst und sein erhabener Sohn von Zeit zu Zeit durch Versprechungen und Drohungen zur größeren Eile aneifern? Mein Prinz, verstellen wir uns nicht; reden wir offen miteinander! Ihr verlanget Zeit, damit Don Gonzales seinerseits Zeit gewinne, Casale zu nehmen, dessen Besatzung heldenmüthig Hungers stirbt; wir aber, deren Pflicht und deren Interesse es ist, dieser Besatzung zu Hilfe zu kommen, wir sagen Euch: Monseigneur, der Herzog, Euer Vater, ist uns den freien Durchzug schuldig und er wird ihn uns gewähren. Es bedarf zweier Tage, bis unser Kriegsgeräth von Oulx hieher gelangt; es ist jetzt eilf Uhr Morgens; übermorgen um dieselbe Stunde werden wir die piemontesische Grenze überschreiten und auf Susa marschiren; einen Tag später werden wir die dortigen Festungswerke angreifen; haltet das für abgemacht. — Und nun, mein Prinz, da Ihr keine Zeit zu verlieren habt, um Euch zu entschließen, ob Ihr uns den Durchzug frei lassen wollt, oder um Vorbereitungen zu treffen, falls Ihr die Absicht habt, Euch demselben zu widersetzen, halte ich Euch nicht mehr zurück. Einen ehrlichen Frieden oder einen ehrlichen Krieg!"

„Ich fürchte, daß das kein guter Krieg ist, Monseigneur!" sagte Victor Amadeus, sich erhebend.

„Als guter Christ und Priester des Herrn verabscheue ich den Krieg, aber als Politiker und Minister Frankreichs halte ich ihn zuweilen, wenn auch nicht für eine gute, so doch für eine nothwendige Sache. Frankreich ist in seinem Rechte, und wird dasselbe zu wahren wissen; wehe dem Staate, der sich zum Kämpfer für die Lüge und Hinterlist herabwürdigt. Gott sieht uns, er wird uns richten."

Der Cardinal machte eine Verbeugung gegen den Prinzen, ihm andeutend, daß eine längere Unterredung nutzlos wäre und daß sein Entschluß, Casale zu entsetzen, unwiderruflich sei, welche Hindernisse sich auch auf seinem Wege dahin anhäufen möchten.

X.

In welchem der Leser einem alten Bekannten begegnet.

Kaum hatte Victor Amadeus sich entfernt, als der Cardinal zu einem Tische ging, und folgenden Brief niederschrieb:

„Sire!

„Wenn Ew. Majestät, wie ich zu Gott hoffe, ohne Unfall die Transportirung unserer Armee über die Berge überwacht haben, ersuche ich Euch, anzuordnen, daß die Kanonen, die Pulverwagen und sämmtliches Kriegsgeräth sofort nach Chaumont abgehe, und lege die demüthige Bitte bei, Ew. Majestät wolle sich gleichfalls schleunigst hierher begeben, da der Tag des Angriffes, wenn Ew. Majestät nicht anders befiehlt, auf Mittwoch den 6. März festgesetzt ist. Ich habe in meiner Unterredung mit dem Prinzen von Piemont in dieser Beziehung das Wort Ew. Majestät verpfändet und ich hoffe, daß Ew. Majestät, wenn nicht besonders triftige Gründe Euch zum Gegentheile zwingen, dieses Wort einlösen werden.

„Ich erwarte daher mit Ungeduld eine Antwort Ew. Majestät, noch sehnlicher aber Ew. Majestät selbst.

„Ich schicke Euch einen Menschen, Sire, auf den Ihr Euch in allen Dingen verlassen könnt, sogar als Reisegefährten, für den Fall, als Ew. Majestät bei Nacht und incognito reisen wollten. Ich verbleibe

„Ew. Majestät

„getreuester Unterthan und ergebenster Diener

„Armand Cardinal Richelieu."

Als dieser Brief gefaltet und gesiegelt war, rief der Cardinal:

„Stephan!"

Sogleich öffnete sich die Thür des Zimmers und unser alter Bekannter aus dem Gasthause „zum gefärbten Barte“ erschien auf der Schwelle. Doch glich er nicht jenem Stephan, den wir in das Cabinet des Cardinals in Chaillot bleich, mit schlotternden Beinen, eintreten sahen, wie er sich an der Mauer halten mußte, um nicht zu fallen. Stephan hielt jetzt den Kopf hoch, den Körper stramm, sein mächtiger Schnurbart war aufgedreht, seinen Hut hielt er in der rechten Hand, und die Linke ruhte auf dem Knaufe seines mächtigen Raufdegens.

Es waren aber auch vier Monate seit dem Augenblicke verstrichen, wo er, zu gleicher Zeit von den Degen Pisani's und Souscarrière's getroffen, auf die Dielen Meister Soleil's ohnmächtig niedersank — und Stephan Latil besaß eine gute Natur.

Die Aussicht auf die baldige Eröffnung der Feindseligkeiten hatte seinem Gesichte den Ausdruck einer erhöhten Fröhlichkeit gegeben, welche dem Cardinal nicht entging.

„Stephan,“ sagte er, „es handelt sich darum, sofort zu Pferde zu steigen, wenn Du es nicht vorziehst, zu Fuße zu gehen; aber mache das wie Du willst, nur sorge dafür, daß dieser Brief, welcher von der höchsten Wichtigkeit ist, sich vor zehn Uhr Abends in den Händen des Königs befinde.“

„Wollen Ew. Eminenz mir sagen, wie spät es jetzt ist?“

Der Cardinal zog seine Uhr.

„Es ist nahe an Mittag.“

„Und der König ist in Oulx?“

„Ja.“

„Um acht Uhr wird der König den Brief in Händen haben, oder ich bin in die Dora gestürzt.“

„Trachte, nicht in den Fluß zu fallen, was mir Kummer machen würde, und sieh zu, daß der König den Brief rechtzeitig bekömmt, was mir im Gegentheil Freude bereiten würde.“

„Ich hoffe Ew. Eminenz zufriedenzustellen.“

Der Cardinal kannte Latil als einen Mann von Wort; er fügte daher seinen Weisungen nichts hinzu, und machte dem Manne ein Zeichen, daß er entlassen sei.

Latil lief sogleich in den Stall, wählte ein gutes Pferd, schwang sich hinauf, ließ es bei dem Hufschmied schärfen und jagte auf dem Wege nach Dulx dahin.

Er fand den Weg übrigens besser, als er sich vorgestellt hatte, da er durch die Pionniere ein wenig ausgebessert worden war, um ihn für die Artillerie, die in Kurzem auf demselben passiren sollte, minder beschwerlich zu machen.

Um vier Uhr war er in St. Laurent, um halb acht Uhr in Dulx.

Der König speiste und wurde dabei von St. Simon bedient, welcher Baradas in seinen Functionen und in der Gunst des Königs nachgefolgt war. L'Angely stand am anderen Ende der Tafel; er war von Kopf bis zu Fuß neu gekleidet.

Kaum hatte man dem Könige einen Boten des Cardinals gemeldet, als er befahl, denselben sogleich zu ihm zu führen.

Latil war, obwohl er die Formen der Etikette streng zu beobachten wußte, doch nicht der Mann, sich von der königlichen Majestät einschüchtern zu lassen.

Er trat also muthig in den Saal ein, näherte sich dem Könige, ließ sich auf ein Knie nieder, und reichte Sr. Majestät den Brief des Cardinals, den er auf den Rand seines Filzhutes gelegt hatte.

Ludwig XIII. sah ihm mit einer Art Erstaunen zu, denn Latil befolgte die strenge ehemalige Hofetikette.

„Aber," fragte er, indem er den Brief nahm, „wer hat Euch dieses feine Benehmen gelehrt?"

„Wurden nicht auf diese Weise die Briefe Eurem erhabenen Vater, glorreichen Andenkens, gereicht, Sire?"

„In der That, aber die Mode ist doch schon etwas veraltet."

„Da die Achtung vor der Majestät dieselbe geblieben ist, hätte es auch die Etikette bleiben sollen."

„Du scheinst mir für einen Soldaten etwas zu streng auf Etikette zu halten."

„Ich war in meiner Jugend Page des Herzogs von Epernon und zu jener Zeit hatte ich oft die Ehre, Sr. Majestät Heinrich IV. Briefe überreichen zu dürfen."

„Page des Herzogs von Epernon?" wiederholte der König.

„Als solcher stand ich auf dem Tritt von dem Wagen des Königs in jener unseligen Stunde, als ihn der Stahl des Mörders traf. Haben Ew. Majestät nicht von einem Pagen erzählen hören, der den Mörder aufhielt, indem er ihn bei seinem Mantel erfaßt hatte und diesen nicht losließ trotz der Messerstiche, mit denen der Mörder seine Hände zerfleischte?"

„Ja. Solltest Du zufällig dieser Page gewesen sein?"

Latil zog seine Handschuhe von Damhirschleder ab und zeigte dem Könige seine mit Narben bedeckten Hände.

„Betrachtet meine Hände, Sire," sagte er.

Der König blickte den Mann eine Weile mit sichtlicher Erregung an.

„Diese Hände," sagte er dann, „können nur die eines ehrlichen Mannes sein; reiche mir sie, mein Braver!"

Und er drückte dem Manne die rauhen Hände.

„Und nun," sagte er, „erhebe Dich!"

Latil stand auf.

„Das war ein großer König, Sire, Euer Herr Vater," sagte er.

„Ja," sagte Ludwig XIII., „und Gott möge mir die Gnade erweisen, daß ich ihm gleiche."

„Die Gelegenheit dazu ist da, Sire," sagte Latil, indem er auf den Brief zeigte, dessen Ueberbringer er war.

Der König öffnete den Brief.

„Ah," sagte er, nachdem er gelesen hatte, „der Herr

Cardinal meldet uns, daß er unsere Ehre verpfändet habe, und daß wir uns beeilen sollen, dieselbe auszulösen. Lassen wir ihn nicht lange warten. St. Simon, benachrichtige die Herren von Créquy und von Bassompierre, daß ich sofort mit ihnen zu sprechen wünsche."

Die beiden Marschälle wohnten in einem Nachbarhause; in wenigen Minuten waren sie benachrichtigt. Schomberg hielt sich in Exilles auf; Montmorency war in Saint-Lauret.

Der König zeigte ihnen den Brief des Cardinals und gab ihnen den Befehl, so schnell als möglich die Artillerie und die Munition nach Chaumont zu befördern, so daß am zweitfolgenden Tage Alles an Ort und Stelle sein sollte.

Er selbst würde sie am Dienstag Abend zu einem Kriegsrathe erwarten, in welchem die Art des Angriffs für den folgenden Tag besprochen werden sollte.

Um zehn Uhr Abends, in einer finsteren, sternlosen, schneedurchwehten Nacht reiste der König zu Pferde ab, begleitet von St. Simon und L'Angely. Da man nicht die Vorsicht gebraucht hatte, die Pferde des Glatteises wegen scharf beschlagen zu lassen, bot Latil sein eigenes Pferd dem Könige an, welcher es auch annahm; Latil selbst, welcher den Weg kannte, wollte zu Fuß gehen.

Niemals hatte der König sich wohler befunden und war mit sich selbst zufriedener gewesen, als gerade jetzt; er besaß, wie wir bereits erwähnten, wenn auch nicht die Kraft, doch wenigstens das Bewußtsein der Größe. Weshalb sollte nicht Susa das Seitenstück zu Ivry werden, wenn er statt des schwarzen Federbusches einen weißen nahm?

Latil ging dem Pferde des Königs voran, und untersuchte den Weg mit einem eisenbeschlagenen Stocke. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, eine gefahrlosere Stelle zu suchen, nahm dann, wenn er sie gefunden, das Pferd des Königs am Zügel und leitete es auf den ebenen Weg.

Bei jedem Posten gab der König sich zu erkennen und

hinterließ für die Truppen den Befehl, nach Chaumont aufzubrechen und er genoß eines der süßesten Vorrechte der Macht, indem er sah, wie man ihm gehorchte.

Einige Zeit, bevor man nach St. Lauret kam, errieth Latil an der Schärfe der Windstöße, daß einer jener Wirbelwinde bevorstehe, welche die Gebirgsbewohner „Schneejäger" nennen. Er ersuchte den König, abzusteigen und sich zwischen St. Simon, L'Angely und ihn zu stellen; der König beharrte jedoch darauf, zu Pferde zu bleiben, indem er sagte, da er einmal Soldat geworden sei, müsse er sich auch als solcher benehmen.

Er hüllte sich indeß dichter in seinen Mantel und wartete.

Der Wirbelwind trat bald ein; er pfiff gleich darauf um die Köpfe der Reisenden. St. Simon und L'Angely drängten sich zu beiden Seiten an den König. Latil ergriff mit beiden Händen den Zaum von dessen Pferd, wendete es mit dem Rücken gegen den Sturm und zwang es, stille zu stehen.

Der Sturm war schrecklich; die Reiter fühlten, wie die Pferde unter ihnen zitterten; bei großen Naturerscheinungen ist es, als ob die Thiere die Gefühle der Menschen theilten.

Die Seidenschnur, welche den Hut des Königs hielt, zerriß, und der schwarze Filzhut mit den wallenden Federn flog, einem Nachtvogel gleich, durch die Lüfte davon.

Bald bedeckte sich der Weg mit einer zwei Fuß hohen Schneelage.

In St. Lauret angekommen, fragte der König nach der Wohnung des Herzogs von Montmorency. Es war ein Uhr Morgens; der Herzog hatte sich völlig angekleidet auf sein Bett geworfen.

Als er hörte, der König sei angekommen, stürzte er aus dem Zimmer und empfing den König auf der Schwelle der Hütte, in welcher er Quartier genommen hatte.

Diese Eile gefiel dem Könige, und obwohl er dem

Herzoge sonst nicht sehr geneigt war, begrüßte er ihn freundlich.

Der Herzog bot dem Könige an, ihn durch eine Escorte begleiten zu lassen.

Aber Ludwig XIII. erwiederte, daß er sich auf französischem Boden sicher glaube, daß er seine Begleitung von ihm ergebenen Leuten für genügend erachte, und daß er blos den Herzog einlade, sich zur Stunde des Kriegsrathes in Chaumont einzufinden. Das Einzige, was er annahm, war ein Hut. Als er ihn aufsetzen wollte, bemerkte er, daß drei weiße Federn daran befestigt waren. Dies erinnerte ihn an die Schlacht von Ivry.

„Das ist ein Glückszeichen!" sagte er.

Als man St. Lauret verließ, lag der Schnee so hoch, daß Latil den König bat, vom Pferde zu steigen.

Der König folgte dieser Aufforderung.

Latil schritt voran, das Pferd des Königs am Zügel führend, dann kamen St. Simon und L'Angely; zuletzt schritt der König auf dem Wege, den die drei Männer und die drei Pferde einigermaßen ausgetreten hatten.

Saint-Simon, welcher durch Dankbarkeit die Gunstbezeigungen vergelten wollte, welche er von dem Cardinal empfangen hatte, rühmte gegen den König alle diese Vorbereitungen und pries die weise Vorsicht dessen, welcher dieselben getroffen hatte.

„Ja, ja," sagte Ludwig XIII. „der Herr Cardinal ist ein guter Diener. Ich bezweifle, daß mein Bruder an des Cardinals Stelle so für mich gesorgt haben würde."

Nach zwei Stunden kam der König ohne irgend einen Zwischenfall, eben so stolz auf den Verlust seines Hutes, wie ein Soldat auf seine Wunde, an der Thür des Gasthauses „zum goldenen Wachholderbaum" an und befahl, den Cardinal nicht zu wecken.

„Se. Eminenz schlafen nicht," antwortete Meister Germain.

„Und was macht er zu dieser Stunde?" fragte der König.

„Ich arbeite an der Größe Frankreichs," sagte der Cardinal, die Thür seines Cabinets öffnend, „und Herr von Pontis hilft mir bei diesem ehrenvollen Werke."

Und der Cardinal geleitete den König in sein Arbeitszimmer, wo ein ungeheueres Feuer brannte und eine vortreffliche Karte der Gegend auf dem Tische ausgebreitet lag.

XI.

In welchem der Cardinal den Führer findet, dessen er bedarf.

Eines der großen Verdienste des Cardinals war, daß er den König Ludwig XIII., wenn er ihm auch nicht die Eigenschaften geben konnte, die diesem fehlten, wenigstens glauben machte, daß er dieselben besitze.

Der träge und lässige König fing durch Richelieu's Einfluß an zu glauben, er sei ein Muster von Thätigkeit; er, der schüchtern und mißtrauisch war, hielt sich für muthig; seine Grausamkeit und sein Jähzorn verwandelten sich in seinen Augen in Gerechtigkeitsliebe.

Auch jetzt erging sich der Cardinal in Lobsprüchen über die Sorge, die der König seinem Ruhme und dem Frankreichs zuwende, eine Sorge, die ihn veranlaßt hätte, in einer solchen Nacht und bei solchen Wegen die Entfernung von Oulx nach Chaumont zurückzulegen. Doch bestand Richelieu darauf, daß der König sich augenblicklich zur Ruhe begebe, da man noch den ganzen folgenden und einen Theil des zweitnächsten Tages vor sich habe.

Beim Anbruch des Tages wurde übrigens längs des ganzen Weges der Befehl bekannt gemacht, daß die in St.

Lauret, Exilles und Sehault befindlichen Truppen sich nach Chaumont in Marsch setzen sollten.

Diese Truppen standen unter dem Befehle des Grafen von Soissons, der Herzoge Longueville, La Tremouille, Halliun und Lavalette, der Grafen Harcourt, Sault, der Marquis von Canaples, Mortemar, Tavanne, Valence und Thoyras.

Die vier Obercommando's lagen in den Händen der Marschälle Bassompierre, Créquy, Schomberg und des Herzogs von Montmorency.

Das Genie des Cardinals wachte über Alles; er dachte, der König befahl.

Da die That, welche wir erzählen wollen, zusammengenommen mit der Belagerung von La Rochelle, deren wir in unserem Buche: „Die drei Musquetiere," Erwähnung gethan, den Glanzpunkt der Regierung Ludwigs XIII. bildet, wird man uns erlauben, in einige Details über die Erstürmung des berühmten Passes von Susa einzugehen, von welchem die Geschichtschreiber so Großes zu rühmen wissen.

Richelieu verlassend, hatte Victor Amadeus, um sich einen „Abgang" zu sichern, wie man auf dem Theater zu sagen pflegt, erklärt, er wolle nach Rivoli gehen, wo ihn sein Vater erwarte, und er werde binnen 24 Stunden ein Ultimatum überbringen. In Rivoli angekommen, fand er jedoch den Herzog nicht, der in seinem Bestreben, die Dinge in die Länge zu ziehen, nach Turin abgereist war. *)

Gegen fünf Uhr Abends ließ sich statt des Prinzen sein erster Minister, der Graf von Verrue, bei dem Cardinal melden.

Bei dieser Meldung wandte sich der Cardinal an den König.

„Wollen Ew. Majestät," fragte er, „dem Grafen von

*) Es ist hier nicht die Rede von dem Rivoli, welches der Sieg Bonparte's berühmt machte, sondern von einem andern Rivoli, das nur wenige Stunden von Turin entfernt liegt.

Verrue die Ehre erzeigen, ihn zu empfangen, oder soll ich die Audienz ertheilen?"

„Wenn Prinz Victor Amadeus selbst seinem Versprechen zufolge zurückgekehrt wäre, so hätte ich ihn empfangen; da der Herzog von Savoyen es aber für geeignet hielt, mir seinen Minister zu senden, ist es billig, daß mein erster Minister ihm antwortet."

„Geben mir also Ew. Majestät Vollmacht zu handeln?"

„Eine unbeschränkte."

„Uebrigens," sagte Richelieu, „können Ew. Majestät, da ich diese Thür offen lasse, jedes Wort unseres Gespräches hören, und wenn Euch etwas in meinen Worten nicht gefällt, Sire, so könnt Ihr erscheinen, um mir zu widersprechen."

Ludwig XIII. nickte zustimmend; Richelieu ging in das anstoßende Zimmer, wo ihn der Graf erwartete, und dessen Thür er nicht ganz schloß.

Der Graf von Verrue, den man nicht mit seinem Enkel verwechseln darf, welcher der Gemal der berüchtigten Johanna d'Albret von Luynes war, der Geliebten Victor Amadeus II., die in der Geschichte unter dem Namen „Dame der Wollust" bekannt ist, — der Graf von Verrue, sagen wir, dessen die Geschichte kaum Erwähnung thut, war ein Mann von 40 Jahren, von geradem Sinn, bemerkenswerthem Verstande, erprobtem Muthe. Mit einer schwierigen Mission beauftragt, verwendete er zu derselben allen Freimuth, der sich mit einer von Carl Emanuel herrührenden Botschaft vereinigen ließ.

Als er die ernste Gestalt des Cardinals sah, als er in dieses, die Herzen durchdringende Auge blickte, als er diesem ungeheueren Genie gegenüberstand, das für sich allein allen anderen Souveränen Europas' das Gleichgewicht hielt, verbeugte er sich tief und ehrfurchtsvoll.

„Monseigneur," sagte er, „ich komme statt des Prinzen Victor Amadeus, der gezwungen ist, in der Nähe des

Herrn Herzogs zu bleiben, welcher von einem so bedeutenden Unwohlsein befallen ist, daß er genöthigt war, sich nach Turin bringen zu lassen, weshalb ihn der Prinz auch in Rivoli nicht antraf."

„Ihr kommt also versehen mit der Vollmacht des Herzogs von Savoyen, Herr Graf?"

„Ich komme, Euch seine nahe Ankunft anzuzeigen, Monseigneur. So krank er auch ist, will er seine Sache bei Sr. Majestät selbst vertreten; er läßt sich in einer Sänfte hieherbringen."

„Und wann glaubt Ihr, daß er eintreffen kann?" fragte der Cardinal.

„Die Schwäche, von der Se. Hoheit befallen sind, und die Langsamkeit des Bewegungsmittels, dessen er sich bedienen muß, berechtigen mich zu der Ansicht, daß er nicht vor übermorgen hier eintreffen kann."

„Und um welche Stunde?"

„Ich würde seine Ankunft vor Mittag nicht versprechen können."

„Ich bin in Verzweiflung, Herr Graf; aber ich habe dem Prinzen Victor Amadeus gesagt, daß wir bei Tagesanbruch die Verschanzungen vor Susa angreifen würden, und der Angriff wird auch mit dem Anbruche des Tages erfolgen."

„Ich hoffe, daß Ew. Eminenz von dieser Strenge abgehen werden," sagte der Graf von Verrue, „wenn Ihr erfahret, daß der Herzog von Savoyen den französischen Truppen den Durchzug nicht verweigert."

„Wenn wir also über diesen Punkt einig sind," antwortete der Cardinal, „so bedarf es zwischen Sr. Majestät und Seiner Hoheit keiner weiteren Unterredung."

„Freilich," bemerkte der Graf in sichtlicher Verlegenheit, „stellt Se. Hoheit eine Bedingung."

„O, o!" sagte lächelnd der Cardinal; „und die wäre?"

„Oder vielmehr, er spricht eine Hoffnung aus," verbesserte sich der Graf.

„Redet!“

„Nun, Se. Hoheit der Herzog hoffen, daß die Belohnung dieser Nachgiebigkeit und des großen Opfers, welches er bringt, Se. allerchristlichste Majestät ihm vom Herzoge von Mantua jenen Theil des Montferrat abtreten lassen wird, welchen der König von Spanien ihm für den Fall der Theilung zugestand, oder daß der König, wenn er ihm selbst dieses Land nicht schenken will, damit Madame, seiner Schwester, ein Geschenk machen würde, und unter dieser Bedingung werden die Wege frei sein.“

Der Cardinal heftete einen Moment seinen Blick auf den Grafen; dieser konnte den Blick nicht ertragen und senkte das Haupt.

„Herr Graf,“ sagte der Cardinal, „ganz Europa hat eine so gute Meinung von der Gerechtigkeitsliebe meines Gebieters, des Königs von Frankreich, daß ich nicht begreifen kann, wie Se. Hoheit der Herzog nur einen Augenblick lang glauben konnte, Ludwig XIII. würde auf seinen Vorschlag eingehen. Der König von Spanien konnte wohl einen Theil von dem versprechen, was ihm nicht gehörte, um Se. Hoheit zu verpflichten, daß er ihm in seiner ungerechten Ursupation beistehe; Gott möge es jedoch nicht gefallen, daß der König, mein Herr, der zur Winterzeit über die Alpen geht, um einem unterdrückten Fürsten Hilfe zu bringen, so über das Gut seiner Verbündeten verfüge; — wenn Se. Hoheit sich nicht mehr erinnern sollten, was ein König von Frankreich im Stande ist, so wäre es ihm übermorgen in's Gedächtniß zurückgerufen worden.“

„Aber darf ich zum mindesten bitten, daß Ew. Eminenz diese Vorschläge Sr. Majestät dem König unterbreiten?“

„Das ist unnöthig,“ sagte eine Stimme hinter dem Cardinal, „der König hat Alles gehört und erstaunt darüber, daß ein Mann, der ihn kennt, ihm einen solchen Vorschlag machen kann, bei dem seine Ehre und die Ehre Frankreichs compromittirt wären. — Höret somit Mein letztes Wort,

welches eine Bestätigung der Worte des Herrn Cardinals ist. Wenn morgen die Wege nicht offen sind, so wird übermorgen der Angriff stattfinden."

Der König richtete sich bei diesen Worten auf und nahm eine wahrhaft majestätische Haltung an.

„Ich werde in Person bei dem Angriffe sein," sagte er, „und man wird Mich an den weißen Federn Meines Hutes erkennen, wie man Meinen erhabenen Vater in der glorreichen Schlacht bei Ivry an demselben Zeichen erkannt hat. Ich hoffe, der Herr Herzog wird ein ähnliches Abzeichen wählen, damit die Entscheidung der Schlacht sich dorthin verlege, wo Wir Beide uns befinden. Bringet ihm diese Meine Worte; es sind die einzigen, die Ich ihm erwiedern kann und muß."

Und er entließ mit einer Handbewegung den Grafen, der sich unter tiefen Verbeugungen zurückzog.

Während des Abends und der ganzen Nacht concentrirte sich die Armee um Chaumont. Der König commandirte thatsächlich eine Armee von 23,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern.

Gegen zehn Uhr Abends stellten sich Artillerie und Armee in der Umgebung von Chaumont auf; die Kanonen waren der feindlichen Gegend zugerichtet. Der König befahl, die Munitionswagen zu untersuchen und ihm zu berichten, wie viele Schüsse man hätte. Damals, wo das Bajonnet noch nicht erfunden war, entschieden die Kanonen und die Musketen fast Alles.

Heutzutage hat das Schießgewehr in den Gefechten einer kriegerischen Nation den zweiten Rang eingenommen.

Es wurde blos, wie der Marschall von Sachsen es vorhergesagt hatte, zum Handgriffe des Bajonnets.

Um Mitternacht begann der Kriegsrath.

Er war zusammengesetzt aus dem Könige, dem Cardinal, dem Herzoge von Montmorency und den Marschällen Bassompierre, Schomberg und Créquy.

Bassompierre, der Aelteste von ihnen, hatte zuerst

das Wort. Er warf den Blick auf die Karte und studirte die Stellungen des Feindes, welche man genau kannte, da der Graf von Moret so vortreffliche Nachrichten gegeben hatte.

„Folgendes," sagte er, indem er sich vor dem Könige und dem Cardinal verbeugte, „ist mein Vorschlag."

„Ich schlage vor, daß die Regimenter der französischen und der Schweizer Garde die Tête bilden; das Regiment Navarra den linken und das Regiment d'Estillac den rechten Flügel. Jeder der beiden Flügel läßt durch zweihundert Musketiere die Höhen der Berge von Montmoron und von Montabon ersteigen. Haben sie die Gipfel erreicht, dann wird es ihnen ein Leichtes sein, die Barrikaden zu beherrschen. Sobald wir die ersten Schüsse von den Höhen hören, greifen wir an und während die Musketiere ihre Schüsse von der Rückseite auf die Barrikaden richten, stürmen wir dieselben von vorne mit den beiden Garderegimentern. Tretet zu der Karte, meine Herren, seht Euch die Stellung des Feindes an und wenn Ihr einen bessern Vorschlag zu machen habt, als ich, so sprechet ihn dreist aus."

Die Marschälle Schomberg und Créquy besichtigten die Karte und schlossen sich dann diesem Plane unbedingt an.

Es blieb nun noch die Ansicht des Herzogs von Montmorency zu vernehmen.

Der Herzog war mehr wegen seines feurigen Muthes bekannt, den er oft bis zur Verwegenheit steigerte, als durch seine strategischen Kenntnisse und seine Umsicht und Klugheit auf dem Schlachtfelde; überdies sprach er mit einer gewissen Schwierigkeit, so daß er zu Anfang beinahe stotterte; dies verlor sich jedoch um so mehr, je länger er sprach.

Indeß ergriff er entschlossen das Wort, als der König ihn dazu aufforderte.

„Sire," sagte er, „ich bin der Ansicht des Marschalls von Bassompierre und der Herren von Créquy und von Schomberg, welche wissen, wie sehr ich ihren Muth und ihre Erfahrung schätze; aber wenn die Barrikaden und die

Redouten genommen sind — und ich zweifle nicht daran, daß wir sie nehmen werden — dann bleibt noch immer die schwierigste Aufgabe zu erfüllen, das heißt, wir müssen die Schanze stürmen, die den Paß vollständig versperrt. Sollte es kein Mittel geben, hinsichtlich dieses Theiles der Verschanzungen eben das zu thun, was Herr von Bassompierre so richtig hinsichtlich der Redouten vorgeschlagen hat? Sollte man nicht auf irgend einem Bergpfade, so schwierig und gefahrvoll er auch sei, die Stellung umgehen, zwischen dem halben Monde und Susa von der Höhe hinabsteigen und den Feind von hinten angreifen können, während wir unsern Angriff von vorne auf ihn richten? Nur müßte man hiezu einen treuen und erfahrenen Führer, sowie einen unerschrockenen Officier haben."

„Ihr hört den Vorschlag des Herrn Herzogs von Montmorency," sagte der König, „was haltet Ihr davon?"

„Vortrefflich!" sagten die Marschälle; „doch ist keine Zeit zu verlieren, um sich diesen treuen Führer und diesen tapferen Officier zu verschaffen."

In diesem Augenblicke trat Stephan Latil ein und flüsterte dem Cardinal einige Worte ins Ohr, die dieser freudestrahlend anhörte.

„Messieurs," sagte er, „ich glaube, daß uns da soeben die Vorsehung einen treuen Führer und einen tapferen Officier in einer und derselben Person sendet."

Und sich zu Latil wendend, welcher seine Befehle erwartete, sagte er:

„Capitän Latil, lasset den Grafen von Moret eintreten."

Latil verbeugte sich und ging hinaus.

Fünf Minuten später trat der Graf von Moret ein und unter dem unscheinbaren Gewande eines Gebirgsbewohners konnte Jedermann an der Aehnlichkeit, die er mit seinem Vater hatte — eine Aehnlichkeit, um die ihn Ludwig XIII.

nicht wenig beneidete — den Sohn des erhabenen Königs Heinrich IV. erkennen, welcher in diesem Augenblicke von seiner Reise nach Mantua zurückkehrte, und zwar zu so gelegener Zeit, daß es schien, als ob, wie der Cardinal bemerkt hatte, die Vorsehung selbst ihn sende.

XII.

Der Paß von Susa.

Der Graf von Moret, der den Gebirgspfad, welchen wir ihn einschlagen sahen, um ungefährdet durch Piemont zu kommen, genau studirt hatte, konnte wirklich zu gleicher Zeit den Führer und den Anführer der Truppen abgeben, welche zur Umgehung des Feindes bestimmt waren.

In der That hatte man ihm kaum dargelegt, um was es sich handle, als er einen Bleistift nahm, und auf der von Herrn von Pontis gezeichneten Karte einen Strich führte, der zuerst den Gebirgsweg von Chaumont nach der Schmugglerhütte, und von dort nach der Brücke von Giavon andeutete, dann aber jenen Steig bezeichnete, der unmittelbar zu den Wällen von Susa hinlief, auf die man mit Hilfe desselben gelangen konnte.

Er wurde bevollmächtigt, fünfhundert Mann mit sich zu nehmen. Eine größere Truppenzahl auf diesem engen und steilen Wege zu führen, wäre unmöglich gewesen.

Der Cardinal wollte, daß der junge Mann einige Stunden der Ruhe pflege, aber dieser weigerte sich standhaft. Wenn er zur rechten Zeit ankommen wollte, um im Momente des Angriffes eine Diversion zu machen, hatte er in der That nicht eine Minute zu verlieren.

Er bat den Cardinal, ihm auf dieser Expedition Stephan Latil mitzugeben, an dessen Ergebenheit und Muth er nicht zweifelte.



Latil war außer sich vor Freude, als diese Bitte gewährt wurde.

Um drei Uhr ging die kleine Truppe geräuschlos ab. Jeder Mann trug für einen Tag Lebensmittel bei sich.

Keiner der fünfhundert Männer, die unter dem Befehle des Grafen von Moret standen, kannte seinen jugendlichen Anführer, aber als man ihnen gesagt hatte, er sei ein Sohn Heinrichs IV., drängten sie sich mit Freudenrufen um ihn, und er mußte bei dem Scheine zweier Fackeln sein Gesicht zeigen, dessen Aehnlichkeit mit dem Heinrichs IV. den Enthusiasmus verdoppelte.

Kaum waren die fünfhundert Mann des Grafen von Moret, begünstigt von dem Dunkel der Nacht, welche nicht zehn Schritte weit zu sehen erlaubte, abgezogen, als sich der Rest der Armee in Bewegung setzte.

Das Wetter war schrecklich, und die Erde mit einer zwei Fuß hohen Schneedecke überzogen.

Fünfhundert Schritte von dem Felsen Gelane entfernt machte man Halt.

Sechs Sechspfünder wurden aufgefahren, um die Barrikaden zu forciren und fünfzig Mann zur Bewachung derselben beordert.

Die zu dem Angriff bestimmten Truppen waren sieben Compagnien der Garde, sechs der Schweizer, neunzehn des Regiments Navarra, vierzehn des Regiments d'Estillac und fünfzehn des Regimentes Saulx.

Ferner die berittenen Musketiere des Königs.

Jedes Corps sollte fünfzig Tiralleure voraussenden, welche einen Soutien von hundert Mann hatten, und dieser sollte wieder durch fünfhundert Mann unterstützt werden.

Gegen sechs Uhr Morgens standen die Truppen in Schlachtordnung.

Der König, welcher die Vorbereitungen überwacht hatte, befahl nun dem Herrn von Comminges, von einem Trom-

peter gefolgt, über die Grenze zu reiten, und freien Durchzug für die Person des Königs und die Armee zu verlangen.

Herr von Comminges that, wie ihm befohlen. Hundert Schritte vor der ersten Verschanzung wurde er angehalten.

Der Graf von Verrue kam ihm entgegen.

„Was wollt Ihr, mein Herr?" fragte der Graf von Verrue den Parlamentär.

„Wir wollen durch Euer Land ziehen."

„Als Freunde oder als Feinde?"

„Als Freunde, wenn Ihr uns freien Durchzug gewährt, als Feinde, wenn Ihr Euch widersetzt; ich habe Auftrag, nach Susa zu reiten, um dort für den König, meinen Herrn, eine Wohnung zu bestellen, denn er denkt daselbst einen Ruhetag zu halten."

„Der Herzog, mein Gebieter," antwortete der Graf von Verrue, „wird es sich zur Ehre rechnen, den König von Frankreich als Gast zu beherbergen, aber Se. Majestät kömmt in so großer Gesellschaft, daß ich nichts bestimmen kann, ehe ich die Befehle Sr. Hoheit eingeholt habe."

„Gut," sagte Comminges, „solltet Ihr zufällig die Absicht haben, uns den Durchzug zu verweigern?"

„Ich hatte die Ehre, zu bemerken," sagte der Graf von Verrue kalt, „daß ich hierüber zuerst die Ansicht Sr. Hoheit hören muß."

„Mein Herr," entgegnete Comminges, „ich benachrichtige Euch, daß ich meinen Bericht dem Könige erstatten werde."

„Ihr könnt thun, was Euch beliebt," sagte der Graf; „Ihr seid Herr Eurer Handlungen."

Darauf grüßten Beide einander höflich, der Graf ritt nach den Verschanzungen und Comminges zu dem Könige zurück.

„Nun, mein Herr?" fragte Ludwig XIII.

Comminges erzählte seine Unterredung; der König

verlor kein Wort davon und sagte, als der Erzähler geendigt hatte:

„Der Graf hat nicht nur als ein treuer Diener seines Herrn, sondern auch als ein Mann von Geist geantwortet, der seinen Beruf versteht."

In diesem Augenblicke befand sich der König auf der Grenzlinie zwischen Frankreich und Piemont, inmitten der ersten Reihen seiner Truppen.

Bassompierre näherte sich ihm lächelnd, den Hut in der Hand.

„Sire," sagte er, „Alles ist bereit; die Violinen sind gestimmt, die Masken vor der Thür, und sobald es Ew. Majestät beliebt, können wir mit dem Ballet beginnen."

Der König runzelte die Stirn und blickte den Marschall durchdringend an.

„Herr Marschall," sagte er, „wißt Ihr wohl, daß man mir soeben Bericht erstattete, wir haben nur fünfhundert Pfund Blei zu verschießen?"

„Sire," antwortete Bassompierre, „daran zu denken ist jetzt keine Zeit; soll etwa, weil eine Tänzerin fehlt, das Ballet nicht aufgeführt werden? Lasset uns nur machen, Sire, es wird Alles gut gehen."

„Bürget Ihr dafür, Herr Marschall?"

„Sire, es wäre kühn von mir, eine so zweifelhafte Sache, wie ein Sieg ist, zu verbürgen, aber ich bürge Euch dafür, daß wir Ehre einlegen, oder daß ich entweder todt oder gefangen sein werde."

„Nehmt Euch in Acht! Sollten wir geschlagen werden, so halte ich mich an Euch!"

„Was kann mir Schlimmeres begegnen, als daß Eure Majestät mich Marquis von Uxelle nennen? *) Aber seid

*) Man wird sich erinnern, daß es der Marquis von Uxelle war, welcher die unglückliche Expedition führte, die durch die Intriguen Marias von Medicis scheiterte.

unbesorgt, Sire. Ich werde trachten, eine solche Beschimpfung nicht zu verdienen; nur lasset uns gewähren."

„Sei es," sagte der Cardinal, der neben dem Könige hielt; „ich schöpfe schon aus der frohen Miene des Marschalls große Hoffnungen. Gehet denn, Herr Marschall, und thut Euer Bestes!"

Bassompierre ritt zu Créqui, der ihn erwartete. Dann stiegen Beide, so wie Montmorency, von den Pferden, um die Angriffscolonne zu ordnen, und sich an deren Spitze zu stellen. Schomberg allein blieb zu Pferde, weil er die Gicht in dem Knie hatte.

Man schritt auf den Felsen von Gelane zu, an dessen Fuß man vorüber mußte. Die Feinde hatten diese feste Position unbegreiflicher Weise aufgegeben und verlassen.

Kaum waren jedoch die französischen Truppen an dem Felsen vorbei, als sie sich dem feindlichen Feuer preisgegeben sahen, welches zugleich von dem andern Abhange des Berges und aus der ersten Verschanzung mit großer Heftigkeit eröffnet wurde.

Schon bei der ersten Salve wurde Herr von Schomberg durch eine Kartätschenkugel in der Seite verwundet.

Bassompierre drang durch das Thal gerade auf die Lunette zu, welche den Paß versperrte; Créqui blieb an seiner Seite; ihnen folgten die Truppen.

Herr von Montmorency kletterte, wie ein einfacher Plänkler, die linke Felsenwand, welche zu dem Gipfel Montmoron führte, hinauf.

Schomberg ließ sich auf seinem Pferde festbinden, welches wegen der Unebenheit des Bodens am Zügel geführt werden mußte, und ritt mitten in den vordersten Reihen.

Man stürmte die erste Barrikade, und während man sie von vorn angriff, schossen, nach dem Plane Bassompierre's, die Tirailleure von den Gebirgsabhängen herab gar manchen ihrer Vertheidiger nieder.

Die Piomentesen kämpften tapfer, Victor Amadeus

und sein Vater befanden sich in der Redoute, welche den Hügel Montabon krönte.

Montmorency hatte mit seinem gewöhnlichen Ungestüm die Barrikade auf dem linken Flügel angegriffen und genommen. Da ihn seine Rüstung in seinen Bewegungen beengte, hatte er alle Stücke derselben auf seinem Wege verstreut; den Sturm leitete er, blos mit einem Wammse von Büffelleder bekleidet.

Bassompierre drang in der Thalsohle vor und hatte das ganze Feuer aus der Lunette auszuhalten.

Dann folgte der König mit seinem weißen Federbusche; neben ihm ritt der Cardinal in einem Anzuge von hellbraunem Sammt, mit Gold gestickt.

Dreimal wurde auf die Redouten Sturm gelaufen, und dreimal wurde derselbe abgeschlagen; die Kugeln prallten von den Felsen ab und eine tödtete einen Pagen des Herrn von Créqui, welcher neben dem Pferde des Königs stand.

Bassompierre und Créqui beschlossen nun, jeder mit fünfhundert Mann, an den Bergabhängen hinaufzuklettern, Ersterer um Montmorency, Letzterer um Schomberg zu unterstützen.

Zweitausendfünfhundert Mann blieben im Thale, um grade auf die Lunette vorzurücken.

Bassompierre, der etwas wohlbeleibt und fünfzig Jahre alt war, stützte sich auf einen Gardesoldaten, um leichter den steilen Abhang hinanklimmen zu können; plötzlich fühlte er, daß seine Stütze ihm fehle; der Gardesoldat hatte einen Schuß mitten in die Brust bekommen.

Er kam in dem Augenblicke auf dem Gipfel des Hügels an, in welchem Montmorency in das Innere der Redoute sprang; er folgte ihm ohne Aufenthalt.

Montmorency wurde am Arme leicht verwundet; Bassompierre's Kleider waren von Kugeln durchbohrt. Die Redoute der linken Seite war genommen; die piemontesische Besatzung flüchtete sich in die Lunette.

Die beiden Befehlshaber warfen nun ihren Blick nach der Redoute auf der rechten Seite.

Man kämpfte dort mit derselben Erbitterung.

Endlich sah man zwei Reiter aus derselben hervorkommen, und im schnellsten Galopp abwärts nach der Lunette von Susa jagen.

Diese Reiter waren der Herzog von Savoyen, Carl Emanuel und sein Sohn, Victor Amadeus.

Eine Menge Flüchtiger folgte; auch die zweite Redoute war genommen.

Es blieb nur noch die Lunette, der gefährlichste Punkt.

Ludwig XIII. ließ den Herzog von Montmorency und die Marschälle wegen ihrer Erfolge beglückwünschen, empfahl ihnen aber zugleich, sich zu schonen.

Bassompierre ließ dem Könige in seinem Namen und dem der Anderen antworten:

„Sire, wir sind Euch für das wohlwollende Interesse sehr dankbar, welches Ihr an unserer Person nehmet, aber es gibt Augenblicke, in denen das Blut eines Prinzen oder eines Marschalls von Frankreich nicht kostbarer ist, als das des letzten Soldaten; wir verlangen zehn Minuten Ruhe für unsere Leute, dann wird der Ball wieder beginnen!"

Und in der That schmetterten nach einer Pause von zehn Minuten wieder die Trompeten, wirbelten die Trommeln, und die Colonne marschirte im Sturmschritte auf die verhängnißvolle Lunette zu.

XIII.

In welchem bewiesen wird, daß Niemand sicher ist, aufgehängt zu werden, selbst dann nicht, wenn er schon den Strick um den Hals hat.

Die Außenwerke waren in den Händen der Franzosen, es blieb aber noch das Hauptfestungswerk zu nehmen, welches

gefüllt mit Soldaten war, gespickt mit Kanonen, bestrichen durch das Fort Montabon, erbaut auf einer unzugänglichen Felsenkuppe. Jenes Fort war nur auf einem Stege zu erreichen, auf welchem ein Mann hinter dem andern gehen mußte.

Man hatte die Kanonen zurücklassen müssen, weil man sie weder auf der engen Thalsohle, noch an den steilen Bergabhängen fortbringen konnte.

Es galt also, die Lunette ohne andere Unterstützung, als jene wohlbekannte französische „Furia" anzugreifen, die schon damals ein Schrecken der Italiener war.

Die Feldherren und die Blüthe des Adels, stolz darauf, unter den Augen des Königs zu sterben, welcher der Schlacht an der Seite des Cardinals von einer kleinen Erhöhung herab zusah, die nicht außerhalb des Bereichs der feindlichen Geschütze lag; die Feldherren und die Blüthe des Adels, sagen wir, marschirten, ihre Hüte auf der Spitze ihrer Degen, vor den Truppen einher.

Die Soldaten folgten; sie fragten nicht, ob man sie zur Schlachtbank führe; ihre Officiere gingen voran und das genügte ihnen.

Der König sah die Lücken, welche in den Reihen der Truppen durch die feindlichen Kugeln gerissen wurden; er rief den Muthigen Beifall zu, aber gleichzeitig erwachte in ihm der Instinct der Grausamkeit, wie er in dem Tiger bei dem Anblicke des Blutes erwacht.

Als er den Marschall d'Ancre tödten ließ, mußten ihn seine Garden emporheben, damit er die blutende Leiche betrachten könne; denn er war zu klein, um ohne diese Hilfe zu dem Fenster hinaussehen zu können.

Man gelangte an die Schanzen; Sturmleitern wurden angelegt und der Sturm begann.

Montmorency ergriff eine Fahne und stieg zuerst auf die Mauer; zu alt, um ihm zu folgen, blieb Bassompierre

im Kugelregen mitten unter den Truppen, und feuerte sie durch begeisterte Worte an.

Einige Leitern brachen unter der Last der Stürmenden, so sehr drängte Jeder vorwärts, um der Erste zu sein, der den Fuß auf die Zinne des Walles setzte.

Die Belagerten hatten sich aus Allem Waffen gemacht. Die Einen gaben auf Armeslänge Feuer auf die Stürmenden, die Anderen stachen mit Piken zwischen die Rüstungen hinein, und hin und wieder zeigte ein emporspringender Blutstrahl oder ein von der Leiter hinabstürzender Mann, daß sie gut getroffen hatten; noch Andere warfen Pflastersteine auf die Köpfe der Feinde hinab.

Plötzlich bemerkte man eine große Verwirrung unter den Verschanzten, und gleich darauf hörte man weit hinter dem Festungswerke Gewehrfeuer und lautes Geschrei.

„Muth, Freunde," rief Montmorency, indem er zum dritten Male den Versuch machte, den Wall zu erklimmen, „es ist der Graf von Moret, der uns zu Hilfe kommt."

Und von Neuem begann er, blutend und verwundet, wie er war, den Sturm und riß Alle, die ihn sehen und hören konnten, mit sich fort.

Der Herzog hatte sich nicht getäuscht; es war wirklich der Graf von Moret, der seine Diversion machte.

Der Graf war, wie wir erzählt haben, um drei Uhr Morgens abmarschirt, und hatte Latil als Capitän und Galaor als Adjutanten zur Seite.

Sie kamen an den Bergstrom, in welchem Wilhelm Coutet beinahe ertrunken wäre, aber das Wasser war jetzt gesunken und außerdem mit einer Eisdecke überzogen, so daß der Strom mit leichter Mühe überschritten werden konnte, wenn man von Klippe zu Klippe sprang.

An dem andern Ufer angekommen, durcheilten sie rasch den Raum, der sie von den Bergen trennte; hier fand der Graf den Fußsteig, den er schon einmal gegangen war, und er und seine Leute verfolgten denselben.

Die Nacht war finster, aber der frischgefallene Schnee erhellte den Weg.

Der Graf, welcher die Beschwerlichkeiten desselben kannte, hatte sich mit langen und starken Stricken versehen. Jeden dieser Stricke hielten vierundzwanzig Mann, die am Rande des steilen Abhanges marschirten; glitt Einer von ihnen aus, so wurde er von den anderen Dreiundzwanzig gehalten, und wenn er den Strick nicht losließ, konnte er bald wieder festen Fuß fassen.

Daneben marschirten andere Vierundzwanzig, denen die Ersteren gewissermaßen als Geländer dienten.

Als man sich der Schmugglerhütte näherte, befahl der Graf von Moret das tiefste Stillschweigen. Ohne daß man wußte, weswegen dieser Befehl gegeben wurde, schwiegen Alle.

Der Graf berief nun zwölf Mann zu sich, theilte ihnen mit, von was für Leuten die Hütte, die sie vor sich sähen, bewohnt sei und trug ihnen auf, ihren Gefährten leise den Befehl mitzutheilen, die Hütte zu umzingeln. Ein einziger dieser Banditen, den man entschlüpfen ließ, konnte Allarm im feindlichen Lager schlagen und den Zweck der ganzen Unternehmung vereiteln.

Galaor, der die Oertlichkeit kannte, nahm zwanzig Mann, um den Hof zu umzingeln, mit zwanzig anderen bewachte Latil den Eingang und mit einer gleichen Anzahl stand der Graf von Moret vor dem Fenster, welches in die Stube ging und aus dem die Banditen sich hätten flüchten können. Das Fenster war beleuchtet, ein sicheres Zeichen, daß Gäste in der Hütte waren.

Der Rest der Truppe erhielt den Auftrag, sich längs des Weges aufzustellen, um keinem der Banditen die Möglichkeit der Flucht zu lassen.

Das Thor des Hofes war geschlossen; Galaor kletterte mit der Schlauheit und Gewandtheit eines Affen hinüber und öffnete es von innen.

In einem Nu war der Hof von Soldaten angefüllt, welche, die Muskete bei Fuß, warteten.

Latil ordnete seine Leute in zwei Glieder vor der Thür, und befahl ihnen, auf jeden Fliehenden zu feuern.

Der Graf hatte sich vorsichtig dem Fenster genähert, um zu sehen, was im Innern der Hütte vorgehe; aber die Hitze, die darinnen herrschte, hatte die Scheiben mit einer Dunstschichte überzogen, die sie undurchsichtig machte.

Eine der Scheiben, die während einer der zahlreichen Raufereien zerbrochen worden sein mochte, war durch ein Stück Papier ersetzt.

Der Graf von Moret kletterte auf den Fenstersims, durchlöcherte das Papier mit der Spitze seines Dolches und wurde hierdurch zum Zuschauer einer sonderbaren Scene.

Drinnen lag der Schmuggler, welcher Wilhelm Coutet damals benachrichtigt hatte, daß die Banditen den Reisenden auf der Spur seien, gebunden und geknebelt auf einem Tische, und die Banditen hatten ihn nach Art eines Gerichtshofes soeben verurtheilt; da diese Urtheile ohne Appellation waren, so handelte es sich nur noch darum, ob der Unglückliche erschossen oder aufgehängt werden sollte.

Die Meinungen hierüber waren so ziemlich getheilt, aber, wie man wissen wird, sind die Spanier ökonomische Leute. Einer von ihnen machte geltend, daß man unmöglich den Mann durch Pulver und Blei hinrichten könne, ohne fünf bis sechs Musketenschüsse daran zu wenden; das seien aber ebensoviele verlorene Ladungen, die man bei Gelegenheit besser brauchen könne, während, wenn man einen Menschen aufhänge, man nichts weiter brauche, als einen Strick, welcher noch überdies nach der Execution, als der Strick eines Gehängten, drei- und vierfach im Werthe steige.

Diese weise Ansicht trug den Sieg davon.

Der arme Teufel, der gebunden auf dem Tische lag, begriff so gut die Hoffnungslosigkeit seiner Lage, daß er auf das Beifallsgeschrei, welches die Wahl des Strickes begleitete,

nur die Worte aller christlichen Sterbenden murmelte: „Herr, in Deine Hände empfehle ich meinen Geist!"

Ein Strick ist ein Ding, das man nirgendwo lange zu suchen braucht, namentlich nicht in einer Herberge, bei welcher Ställe sind.

Nach fünf Minuten gab ein Maulthiertreiber, der nicht böse darüber war, ohne besondere Unkosten dem Schauspiele einer Hinrichtung beizuwohnen, einen Strick her.

Man knüpfte die Laterne, welche von der Zimmerdecke herabhing, von ihrem Haken los; der Bandit, welcher die öconomische Idee des Strickes gehabt hatte, nahm diesen aus den Händen des Maulthiertreibers, zog ihn durch den Haken, gab das eine Ende einem seiner Cameraden in die Hand und machte an dem anderen Ende eine Schlinge mit einem laufenden Knoten.

Nun wurde der Verurtheilte vom Tische gehoben, seine Banden theilweise gelöst und man legte ihm die Schlinge um den Hals, ohne daß er besonderen Widerstand leistete, so sehr war er überzeugt, daß ihm ein solcher nichts nützen würde.

Dann hörte man inmitten eines unheimlichen Schweigens den eintönigen Befehl:

„Zieht an!"

Aber kaum war dieser Befehl ausgesprochen, als sich von der Seite des Fensters ein Geräusch wie von zerreißendem Papier hören ließ, sich durch die in der Papierscheibe gemachte Oeffnung ein mit einer Pistole bewaffneter Arm in das Zimmer streckte, ein Schuß aus dieser Pistole fiel, und der Mann, welcher beschäftigt war, die Schlinge um den Hals des Verurtheilten zu befestigen, zum Tode getroffen niederstürzte.

In demselben Augenblick wurden die Fensterflügel durch einen kräftigen Fußtritt aufgestoßen und der Graf von Moret, gefolgt von seinen Leuten, sprang in das Zimmer, während zu gleicher Zeit die Thüre, die nach der Gasse und jene, welche nach dem Hofe führte, sich öffneten und vor beiden Oeffnungen die Flintenläufe der Soldaten blitzten.

In einem Nu war der Verurtheilte seiner Bande entledigt, und sank aus der Ohnmacht des Todeskampfes in die der sinnebewältigenden Freude.

„Daß es Niemand versuche, sich von hier zu entfernen!“ rief der Graf von Moret; „wer es versucht, zu fliehen, ist dem Tode verfallen!“

Niemand wagte es, sich zu rühren.

„Freund,“ fuhr der Graf fort, indem er sich an den Schmuggler wendete, dem er soeben das Leben gerettet hatte, „ich bin der Reisende, den Du vor etwa zwei Monaten so großmüthig von der Gefahr benachrichtigt hast, welche ihm drohte, und für den Du dadurch Dein Leben wagtest. Es ist nur gerecht, daß jetzt die Rollen wechseln und daß die Tragödie zu Ende gespielt werde; zeige mir die Elenden, welche uns damals verfolgt haben; der Prozeß wird nicht lange Zeit in Anspruch nehmen.“

Der Schmuggler ließ sich das nicht zweimal sagen; er bezeichnete acht Spanier; dem neunten war eben durch die Kugel das Gehirn zerschmettert worden.

Die Banditen, welche sich verurtheilt sahen, und auf Rettung nicht hoffen durften, tauschten rasch einen Blick des Einverständnisses mit einander aus und warfen sich mit dem Entschlusse der Verzweiflung, den Dolch in der Hand, auf die Soldaten, welche die Thür bewachten.

Aber sie hatten es mit einer überlegenen Macht zu thun; wie man weiß, leitete Latil die kleine Schaar, welche an der Außenthür aufgestellt war, und er selbst stand, eine Pistole in jeder Hand, auf der Schwelle.

Mit zwei Schüssen, die fast zu gleicher Zeit abgefeuert wurden, tödtete er zwei Mann; die sechs anderen kämpften eine Weile mit den Leuten Latil's und denen des Grafen von Moret; man hörte durch einige Minuten das Klirren des Eisens, unartikulirte Schreie, Flüche, noch zwei Schüsse, dann den dumpfen Fall mehrerer menschlicher Körper und Alles war zu Ende.

Sechs Banditen lagen in ihrem Blute und die drei, welche lebten, befanden sich, an Händen und Füßen gebunden, in der Gewalt der Soldaten.

„Man hat diesen Strick aufgetrieben, um einen ehrlichen Menschen zu hängen; man schaffe noch zwei andere herbei, damit diese Schurken aufgeknüpft werden," gebot der Graf von Moret.

Die Maulthiertreiber, denen sich die Aussicht eröffnete, drei Menschen daran hängen zu lassen, was jedenfalls ein aufregenderes Schauspiel war, als einen einzigen hängen zu sehen, boten bereitwillig ihre Stricke an.

„Latil," sagte der Graf, „Euch beauftrage ich damit, diese drei Herren aufhängen zu lassen. Was die andere ehrenwerthe Gesellschaft betrifft, so lasset zehn Mann hier zurück, um sie zu bewachen; es soll Niemand ein Leid geschehen, es darf aber auch Niemand vor morgen Mittag die Hütte verlassen."

„Und wo werde ich wieder mit Euch zusammentreffen?" fragte Latil.

„Dieser brave Mann," sagte der Graf, auf den Schmuggler zeigend, der auf so wunderbare Weise dem Stricke entgangen war, „wird Euch führen, nur müsset Ihr eilen, um uns einzuholen."

Dann wandte er sich zu dem Schmuggler.

„Es ist derselbe Weg, mein Freund," sagte er, „den wir in jener Nacht zogen; sind wir in Susa, dann erhaltet Ihr zwanzig Pistolen. — Latil, Ihr habt zehn Minuten für Euer Geschäft."

Latil verbeugte sich.

„Vorwärts!" befahl Moret seinen Soldaten; „wir haben hier eine halbe Stunde verloren und müssen sie nun wieder einbringen."

Die Truppe marschirte ab.

Nach zehn Minuten wurde sie von Latil wieder eingeholt, der sein „Geschäft" besorgt hatte.

Auf der Brücke von Giavon stieß er zu dem Grafen; der Schmuggler wollte sich hier seinem Lebensretter zu Füßen werfen, dieser hielt ihn jedoch zurück.

„Es ist gut," sagte er, „es ist gut! Jetzt ist keine Zeit mit Redensarten zu verlieren; wir müssen trachten, in einer Stunde in Susa zu sein."

Und die Soldaten verdoppelten ihre Schritte.

XIV.

Die weiße Feder.

Man kennt den Weg, welchen der Graf von Moret zu verfolgen hatte; es war derselbe, den er schon einmal mit Isabella von Lautrec und der Frau von Coëtman gereist war.

Das strengste Schweigen war befohlen, und man hörte kein anderes Geräusch, als das des Schnee's, welcher unter den Füßen der Soldaten knirschte.

Um einen Felsen biegend, bekam man Susa zu Gesicht; die Umrisse seiner Thürme zeichneten sich im rothen Scheine der Morgendämmerung am Himmel ab.

Die Position auf dem Walle, der sich an das Gebirge lehnte, war aufgegeben und der Weg, wenn man den schmalen Streif, auf welchem nicht zwei Mann neben einander gehen konnten, so nennen will, führte etwa zehn Fuß über den Wallmauern dahin.

Man konnte sich mit leichter Mühe auf den Wall hinabgleiten lassen.

Die Lunette, welche die französische Armee angreifen mußte, nachdem sie die beiden Redouten genommen hatte, war ungefähr drei Meilen von Susa entfernt, und da man an einen Angriff von der Gebirgsseite durchaus nicht dachte, war der Punkt, auf welchem der Graf von Moret jetzt anlangte, unbewacht.

Doch erblickten bei Tagesanbruch einige Schildwachen die kleine Truppe auf den Bergabhängen und schlugen Lärm.

Der Graf von Moret hörte ihr Geschrei, sah ihre hastigen Bewegungen und begriff, daß keine Zeit zu verlieren sei; er sprang eilig von der Klippe und ließ sich auf den Wall hinabgleiten.

Sich umwendend, sah er Latil dicht hinter sich.

Auf die Rufe der Schildwachen waren die piemontesischen Soldaten, welche zunächst ihre Stellungen hatten, herbeigelaufen, und bildeten eine Schaar von etwa hundert Mann, der man nicht Zeit lassen durfte, sich zu verstärken.

Kaum sah der Graf zwanzig Mann um sich, als er sich mit denselben gegen das Thor von Susa warf.

Die Soldaten Carl Emanuels, welche eine lange Reihe französischer Soldaten über die Felsen daherziehen sahen, und die Anzahl ihrer wie vom Himmel gefallenen Feinde nicht schätzen konnten, leisteten nur schwachen Widerstand, da sie jedoch erwogen, wie wichtig es sei, daß der Herzog und sein Sohn, die im Passe kämpften, von der Gefahr benachrichtigt würden, schickten sie einen Reiter ab, um diese Botschaft zu überbringen.

Der Graf von Moret erblickte den Boten, wie er sich von der Stadtmauer ablöste und in der Richtung des Passes entfernte; er erkannte augenblicklich die Absicht des im sausenden Galopp Dahinsprengenden, aber er vermochte es nicht, sich derselben zu widersetzen.

Es war dies für ihn nur ein Grund mehr, sich des Thores von Susa zu bemächtigen, durch welches Ludwig XIII., wenn die Festungsvorwerke erstürmt sein würden, seinen Einzug halten mußte.

Er warf sich also, wie wir bereits mittheilten, mit den wenigen Soldaten, die schon von den Felsen niedergestiegen waren, auf die Vertheidiger dieses Thores.

Der Kampf währte nicht lange.

In dem Momente, wo sie es am wenigsten erwarteten,

überrascht, die Zahl ihrer Feinde nicht kennend, an einen Verrath glaubend, flohen die Piemontesen, so gute Soldaten sie auch sein mochten, unter Allarmgeschrei theils in die Stadt, theils in die Berge.

Der Graf von Moret bemächtigte sich des Thores, versammelte daselbst seine ganze Truppe, ließ vier Kanonen gegen die Stadt richten, beorderte fünfzig Mann zur Bewachung des Thores und zur Bedienung der Geschütze und ging mit den vierhundertfünfzig Mann, die ihm blieben, ab, um nach der getroffenen Verabredung die Befestigungswerke im Rücken anzugreifen.

Bald hörte man die Kanonen donnern und sah die Pulverwolken über dem Gipfel von Montabon aufsteigen.

Die beiden Armeen waren also handgemein.

Der Graf von Moret befahl seinen Leuten, ihre Schritte zu verdoppeln; als er sich den Verschanzungen auf eine kurze Entfernung genähert hatte, sah er, wie eine ziemlich beträchtliche Truppe sich von der piemontesischen Armee loslöste und ihm entgegenging.

An der Spitze dieser Truppe ritt der Oberst, welcher sie commandirte.

Die Truppe zählte beinahe ebensoviel Soldaten, als der Graf unter seinen Befehlen hatte.

Latil näherte sich dem Grafen.

„Ich erkenne," sagte er, „den Offizier, welcher die Soldaten führt; es ist der Oberst Belon, ein sehr tapferer Mann."

„Nun?" fragte der Graf.

„Ich wünschte, daß der Herr Graf mir erlauben mögen, ihn zum Gefangenen zu machen."

„Daß ich Dir dies erlaube? Ventre St. Gris! Ich wünsche nichts sehnlicher; aber wie willst Du es anfangen?"

„Nichts ist leichter als das, Monseigneur! Wenn Ihr ihn mit seinem Pferde stürzen seht, greift heftig an; seine Soldaten werden ihn für todt halten und auseinanderstieben.

Eilet dann auf die Fahne zu, und suchet Euch derselben zu bemächtigen. Ich nehme den Obersten auf mich, da er drei- bis viertausend Pistolen Lösegeld in Aussicht stellt, während die Eroberung der Fahne nur Ruhm bringt, und daher Euch besser ansteht, Monseigneur!"

„Mir also die Fahne," rief der Graf von Moret, „und Dir der Oberst!"

„Es bleibt dabei! Lasset jetzt die Trommeln rühren und die Trompeten blasen."

Der Graf von Moret erhob seinen Degen und sogleich wirbelten die Trommeln und die Trompeten schmetterten in die Lüfte.

Latil nahm vier Mann mit sich, welche geladene Musketen in der Hand hielten und bereit waren, ihm dieselben zu reichen, sobald er einen Schuß abgefeuert hatte, und dann wieder zu laden, was damals ein sehr zeitraubendes Geschäft war.

Uebrigens schien sich die savoyardische Truppe bei den Tönen der französischen Trommeln und Hörner zu beleben. Der Oberst Belon hatte einige Worte an sie gerichtet, welche sie mit Vivatrufen erwiederten, worauf sie sich zum Angriffe in Bewegung setzten.

Die zwei Truppen waren nur noch fünfzig Schritte von einander entfernt.

Die piemontesische hielt an, um Feuer zu geben.

„Das ist der Augenblick, Monseigneur," sagte Latil zu dem Grafen, „gehet nur gerade auf die Fahne los."

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als ein Kugelregen über den Köpfen der Franzosen dahinsauste, die unbeweglich in guter Ordnung stehen blieben.

„Schießt niedrig!" rief Latil.

Und selbst das gute Beispiel gebend, nahm er das Pferd des Obersten auf's Korn. Er feuerte in dem Augenblicke, wo der Oberst die Zügel seines Pferdes nachließ, um anzugreifen.

Das Pferd erhielt die Kugel in die Schulter; der Schmerz trieb es in wilden Sätzen vorwärts, und zwanzig Schritte von der französischen Linie entfernt stürzte es zusammen.

„Mir der Oberst, Euch die Fahne!“ rief Latil noch einmal, und stürzte mit erhobenem Degen auf den Obrist zu.

Die französischen Soldaten hatten Feuer gegeben und nach der Anweisung Latil's tief gezielt, so daß beinahe alle Schüsse trafen. Der Graf benützte die Unordnung in den feindlichen Reihen, um sich mitten in dieselben zu stürzen.

In wenigen Sprüngen war Latil an der Seite des Obersten Belon, welcher unter seinem Pferde lag, und von dem Sturze noch ganz betäubt war. Er setzte ihm die Spitze des Degens an die Kehle.

Der Oberst versuchte es, die Hand an seinen Gürtel zu bringen, in welchem er einen Dolch hatte.

„Eine einzige Bewegung, Oberst Belon,“ sagte Latil, „und Ihr seid eine Leiche.“

„Ich ergebe mich!“ seufzte der Oberst, Latil seinen Degen reichend.

„Auf Gnade und Ungnade?“

„Auf Gnade und Ungnade!“

„Nun, dann behaltet Euren Degen; man entwaffnet einen so tapfern Officier nicht! Wir werden uns nach dem Kampfe wieder sehen; sollte ich getödtet werden, dann seid Ihr frei!“

Mit diesen Worten half er dem Oberst unter seinem Pferde hervor, und als er ihn aufrecht stehen sah, warf er sich auf die Piemontesen.

Was Latil vorhergesehen, war eingetroffen; die Piemontesen hatten, als sie ihren Anführer fallen sahen, und nicht wußten, ob er oder sein Pferd getödtet sei, sich einschüchtern lassen; außerdem griff der Graf von Moret mit einer solchen Heftigkeit an, daß sich die feindlichen Reihen vor ihm öffneten und es ihm gelang, sich der Fahne zu bemächtigen,

obwohl eine kleine Schaar muthigerer Soldaten sie hartnäckig vertheidigte, und um ihren Besitz viel Blut floß.

Latil stürzte sich in das dichteste Handgemenge. Mit donnernder Stimme rief er: „Moret! Moret! Ein guter Degenstoß für den Sohn Heinrichs IV.!" Und jedem so verkündeten Hiebe oder Stiche folgte die That, welche ein Piemontese meistens mit dem Leben bezahlte.

Endlich hatte der Graf von Moret die Fahne mit der linken Hand ergriffen, während er mit der rechten den Fahnenträger durchbohrte; er schwang das Siegeszeichen hoch in die Luft und rief:

„Frankreich hat gesiegt! Es lebe der König Ludwig XIII.!"

Dieser Ruf wurde von allen Franzosen wiederholt, und die Schaar, welche ausgeschickt worden war, sich dem Andrange des Grafen von Moret zu widersetzen, eilte in vollem Laufe den Festungswerken zu; sie war jedoch um ein Drittheil verringert.

„Verlieren wir jetzt keine Minute, Monseigneur," sagte Latil zu dem Grafen; „verfolgen wir sie, indem wir fortwährend schießen; möglich, daß wir keinen Einzigen von ihnen tödten, aber es ist durchaus nothwendig, daß unsere Freunde unser Feuer hören."

Und in der That haben wir gesehen, daß das Feuer dieser Truppe den Muth der großen Armee verdoppelte.

Von vorn durch Montmorency, Bassompierre und Créqui, im Rücken durch den Grafen von Moret und Latil angegriffen, fürchteten der Herzog von Savoyen und sein Sohn, umzingelt und gefangen genommen zu werden. Sie warfen sich daher, indem sie dem Grafen von Verrue die Vertheidigung der Befestigungswerke übergaben, auf ihre Pferde und sprengten davon.

Zunächst befanden sie sich nun mitten unter den Soldaten des Obersten Belon, welche fliehend den Wällen zuliefen, und von den unablässig feuernden und schreienden Franzosen verfolgt wurden.

Die zwei Reiter, welche den Bergen zulenkten, zogen die Aufmerksamkeit Latil's auf sich, der in ihnen Personen von Bedeutung zu erkennen glaubte und sich auf die Seite, nach welcher sie die Richtung nahmen, wendete, um ihnen den Weg abzuschneiden. In dem Augenblicke jedoch, als er das Pferd des Herzogs bei dem Zügel fassen wollte, sah er einen Blitz, der ihn blendete, vor seinen Augen vorüberzucken, und fühlte gleich darauf einen heftigen Schmerz an der linken Schulter.

Ein spanischer Officier im Dienste des Herzogs, der seinen Herrn in Gefahr sah, gefangen genommen zu werden, hatte sich auf Latil geworfen und ihm eine ziemlich tiefe Wunde mit dem Degen beigebracht.

Latil stieß, weniger aus Schmerz als aus Zorn, sich seine Beute entgehen zu sehen, einen Schrei aus, und warf sich, den Degen in der Hand, auf den Spanier.

Obwohl der Degen Latil's kürzer war, als der seines Gegners, war Latil doch in wenigen Augenblicken Herr über diesen geworden, und der Spanier stürzte, mit zwei Wunden in der Brust, nieder, indem er rief:

„Rettet Euch, mein Fürst!"

Bei diesen Worten sprang Latil, wie von einer Tarantel gestochen, empor, und verfolgte die beiden Reiter, welche jedoch auf ihren schnellen und ausdauernden Gebirgspferden bald einen solchen Vorsprung erlangt hatten, daß Latil jeden Gedanken an eine weitere Verfolgung aufzugeben gezwungen war.

Latil kehrte, wüthend darüber, daß er sich eine so schöne Beute hatte entgehen lassen, zurück; aber es blieb ihm noch der spanische Officier, der sich ihm auch auf Gnade und Ungnade ergab.

Während dieser Zeit war innerhalb der Befestigungswerke große Unordnung entstanden. Der Herzog von Montmorency welcher, der Erste, auf die Wälle gesprungen war, wußte sich da zu behaupten, und scheuchte mit wuchtigen Schwertstreichen Jeden zurück, der es versuchte, sich ihm zu nähern; auf diese Weise hielt er für die ihm Nachfolgenden den

Platz frei. — Piemontesen und Savoyarden stürzten sich wie reißende Ströme nach den Ausgangsthoren, welche gegen Susa lagen. Aber auf dieser Seite begegneten sie dem Grafen von Moret. Die Stärke dieser Truppe nicht kennend, machten sie nicht einmal den Versuch, mit ihr zu kämpfen, und flohen, vor jeder Gruppe französischer Soldaten zerstiebend, wie das Wasser des Bergstromes an jeder Felsenklippe zerstiebt.

Der Graf von Moret drang in die Redoute auf der entgegengesetzten Seite, mitten in die Verschanzungen und von dem Feinde noch umgeben, traf er auf den Herzog von Montmorency; die beiden tapferen Männer erkannten und umarmten einander.

Dann, sich noch immer umschlungen haltend, erschienen sie auf der Zinne des Walles, jeder ein Siegeszeichen schwingend; der Herzog die französische Fahne, die er zuerst auf den feindlichen Wällen aufgepflanzt hatte, Moret das erbeutete savoyische Banner. So grüßten sie den König, indem sie die beiden Fahnen vor ihm senkten und mit lauter Stimme riefen:

„Es lebe Ludwig XIII.!"

„Daß nun Niemand mehr vor dem Könige die Redoute betrete!" befahl der Cardinal. „Es wird Belohnungen geben für Die, welche sich bereits in derselben befinden!"

Schildwachen wurden sofort an den Eingängen aufgestellt, und Montmorency ging selbst mit dem Grafen von Moret, um dem Könige und dem Cardinal die Pforte zu öffnen.

Beide hielten zu Pferde ihren Einzug und die Waffen in der Hand, zum Zeichen, daß sie als Eroberer einzogen und die Besiegten nur auf ihre Gnade angewiesen seien.

Der König wandte sich zuerst zu dem Herzoge von Montmorency.

„Ich weiß, Herr Herzog," sagte er, „was das Ziel Eures Ehrgeizes ist; nach Beendigung des Feldzuges werden wir trachten, Euer Schwert gegen ein anderes zu vertauschen,

mit welchem Ihr Euch zwar nicht besser schlagen werdet, als Ihr es jetzt thut, das Euch aber, da es die goldenen Lilien auf seiner Klinge trägt, den Vorrang vor den Marschällen von Frankreich geben wird."

Montmorency verbeugte sich; das Versprechen war ein bestimmtes, und das Schwert des Connetabels, wie wir bereits erwähnten, das Einzige, wonach der Herzog strebte.

„Sire," sagte der Graf von Moret, dem Könige die savoyische Fahne darreichend, welche er dem Regimente des Obersten Belon entrissen hatte, „erlaubet mir, zu den Füßen Ew. Majestät dieses Feldzeichen niederzulegen, welches ich erobert habe."

„Ich nehme es an," sagte Ludwig XIII., „und gebe Euch dafür diese weiße Feder von meinem Hute, welche Ihr zum Andenken an Euren Bruder, und als Erinnerung an unsern Vater, tragen möget, dessen Hut in der glorreichen Schlacht bei Ivry durch drei solche Federn geschmückt war."

Der Graf von Moret wollte ehrfurchtsvoll die Hand des Königs küssen, aber Ludwig XIII. breitete seine Arme aus und die beiden Brüder umarmten einander herzlich.

Dann nahm der König von seinem Hute, demselben, den ihm der Herzog von Montmorency gegeben hatte, eine der drei weißen Federn und reichte sie dem Grafen von Moret sammt der Diamantagraffe, an der sie befestigt war.

Am selben Tage um fünf Uhr Abends hielt Ludwig XIII. seinen Einzug in Susa, nachdem ihm die Behörden der Stadt die Schlüssel der Thore auf einer silbernen Platte entgegengebracht hatten.

XV.

Was L'Angely von den Complimenten des Herzogs von Savoyen hält.

Der König Ludwig XIII. war trunken vor Freude; innerhalb eines Jahres verdiente er schon das zweite Mal den

Titel eines Siegers, und zog triumphirend in eine Stadt ein, die durch die Gewalt seiner Waffen unterworfen worden war.

So hatte sich vollständig Alles erfüllt, was ihm der Cardinal versprochen, denn Richelieu hatte ihm gesagt, er werde am 7. März in Susa schlafen, — und so war es auch gekommen.

Der Cardinal aber, gewohnt, weiter zu sehen, als der König, war nicht so ruhig, wie dieser.

Er wußte, daß der Kampf dieses Tages fast die ganze Munition erschöpft hatte.

Er wußte, was dem Könige unbekannt war, daß der Armee auch Lebensmittel fehlten, und daß das schlechte Wetter und die grundlosen Wege die Communication äußerst schwierig machten.

Er wußte, daß Casale durch die Spanier hart bedrängt wurde, und daß, wenn der Herzog von Savoyen in seinen Feindseligkeiten fortführe und die französischen Truppen noch acht Tage von Casale fernhielte, diese Festung, trotz des Heldenmuthes der Besatzung und der Entbehrungsfreudigkeit der Einwohner, leicht in die Lage kommen würde, ihre Thore dem Feinde öffnen zu müssen.

Die letzten Nachrichten aus Casale verkündeten in der That, daß alle Pferde, Hunde und Katzen bereits getödtet wären und daß man sich gezwungen gesehen hätte, Jagd auf jene schmutzigen Thiere zu machen, die man nur dort zu genießen vermag, wo die Hungersnoth ihre furchtbare Geißel schwingt.

Während des Abends, wo bei Ludwig XIII. große Gesellschaft war, näherte er sich dem Könige und fragte ihn, ob die Ermüdung des Tages ihn nicht zu sehr erschöpft habe, um noch eine kurze Unterredung mit ihm haben zu können.

Der König, welcher eben so gut aufgelegt schien, als an dem Tage, an welchem er den Marschall d'Ancre hatte ermorden lassen, antwortete:

„Da es sich jedesmal, wenn Ew. Eminenz mit mir

sprechen, um die Ehre Frankreichs und den Glanz der Krone handelt, werde ich immer Zeit haben, Euch anzuhören."

Als die Abendgesellschaft beendigt war, trat der König, den man mit Schmeicheleien überschüttet hatte, zu dem Cardinal.

„Jetzt, Eminenz," sagte er, „sind wir Beide allein." Dabei setzte er sich und deutete gegen den Cardinal auf einen Stuhl.

Richelieu nahm auf den Befehl des Königs an dessen Seite Platz.

„Nun sprechet, Herr Cardinal!"

„Sire, ich glaube, Ew. Majestät haben durch den Erfolg des heutigen Tages Genugthuung für die angethane Beleidigung erhalten, und der Wunsch nach überflüssigem Ruhme wird Ew. Majestät nicht veranlassen, einen Krieg fortzusetzen, welchen ein vortheilhafter Friede sogleich zu beendigen vermag."

„Mein lieber Cardinal," sagte der König, „ich verstehe Euch nicht mehr; zuerst wolltet Ihr gegen die Meinung aller Anderen den Krieg, und kaum sind wir im Felde, schlaget Ihr einen Friedensschluß vor!"

„Was liegt daran, ob der Friede früher oder später kömmt, wenn er uns nur die erwünschten Vortheile bietet?"

„Was aber wird Europa sagen, welches hörte, wie wir so großen Lärm machten, wenn wir nun nach dem ersten Kampfe innehalten —?"

„Europa wird sagen, Sire, und das wird die Wahrheit sein, — dieser einzige Kampf sei so glorreich und so entscheidend gewesen, daß er genügte, um den Erfolg des ganzen Feldzuges zu sichern."

„Um aber den Frieden zu gewähren, ist es nöthig, daß er verlangt wird."

„Es ziemt sich für den Sieger, ihn anzubieten."

„Wie, Herr Cardinal, Ihr wartet nicht einmal, bis man den Frieden von mir erbittet?"

„Sire, Ihr habt einen guten Vorwand, den ersten Schritt zu thun."

„Welchen?"

„Saget, es geschehe in Berücksichtigung der Prinzeß Christine, Eurer Schwester."

„Es ist wahr," sagte der König, „ich vergesse immer, daß ich eine Familie habe; freilich thut dieselbe alles Mögliche, um mir dieses Vergessen leicht zu machen. — Ihr glaubt also —?"

„Ich glaube, Sire, daß der Krieg eine grausame Nothwendigkeit ist, und daß, da ich einer Religion angehöre, welche das Blutvergießen verabscheut, es meine Pflicht ist, dasselbe, so viel in meiner Kraft steht, zu verhindern. Nach einem so glorreichen Tage ist Euch Alles erlaubt, Sire, und der Gott der Schlachten ist auch der Gott der Gnade und Barmherzigkeit!"

„Wie würdet Ihr die Sache dem Könige der Murmelthiere vorstellen?" fragte der König, indem er sich jenes Spottnamens bediente, den sein Vater, Heinrich IV., nach der gewonnenen Schlacht bei Brest, zuerst angewandt hatte.

„Das wäre sehr leicht. Ich würde im Namen Ew. Majestät dem Herzoge von Savoyen schreiben, daß Ihr ihm die Wahl zwischen Krieg und Frieden lasset, daß wir, wenn er den Krieg vorzieht, fortfahren werden, ihn zu schlagen, wie wir es heute gethan haben und wie es Euer Vater glorreichen Angedenkens oft gethan hatte, daß wir aber, wenn er den Frieden will, mit ihm auf denselben Grundlagen verhandeln wollen, wie vor der Schlacht und unserem Siege. Er habe dann den französischen Truppen freien Durchzug, Quartiere und Lebensmittel zu gewähren, welche zu den landesüblichen Preisen bezahlt werden sollen. Diesen freien Durchzug der französischen Truppen und Kriegsgeräthe müsse der Herzog jedoch für alle Zeiten und in allen Theilen seines Landes gewähren. Zur Sicherstellung für die Erhaltung dieser Bedingungen soll der Herzog die Citadelle von Susa und das Fel-

senschloß Gelane in die Hände des Königs übergeben, welcher daselbst eine Garnison von Schweizern unter dem Commando eines von ihm gewählten Offiziers belassen würde."

„Aber er wird natürlich etwas im Austausche für das Alles verlangen."

„Wir werden ihm, wenn es Euch beliebt, Sire, sogar zuvorkommen. Wir werden ihm anbieten, zu bewirken, daß der Herzog von Mantua als Entschädigung für die Abtretung die Ansprüche des Hauses Savoyen auf das Montferrat und das Eigenthumsrecht der Stadt Trino anerkenne und ihm 15.000 Gulden sichere Einkünfte überlasse."

„Das haben wir ihm schon angeboten und er schlug es aus."

„Damals waren wir noch nicht in Susa, Sire, und jetzt sind wir darin."

„Ihr habt Recht, Herr Cardinal, wir sind jetzt darin und haben dies Euch zu verdanken, was ich niemals vergessen werde."

„Sire, was niemals vergessen werden darf, das ist keineswegs meine gefahrlose Ergebenheit für Ew. Majestät, sondern der Muth der Soldaten, die so wacker gekämpft haben."

„Wenn ich das Unglück haben sollte, dies zu vergessen, so werden Ew. Eminenz mich daran erinnern."

„Ist also mein Vorschlag angenommen?"

„Aber wen soll man mit der Botschaft senden?"

„Scheint der Marschall von Bassompierre Ew. Majestät nicht der beste Botschafter für eine solche Angelegenheit zu sein?"

„Vortrefflich!"

„Er wird also morgen abreisen, Sire, um dem Herzoge den Vertrag vorzulegen — was die geheimen Artikel desselben betrifft —"

„Wie? Es wird auch geheime Artikel geben?"

„Es gibt keinen Vertrag ohne solche; diese werden

jedoch direct zwischen uns, dem Herzoge und seinem Sohne verhandelt werden."

„Es ist also Alles beschlossen?"

„Ja, Sire, und ehe drei Tage vergehen, werdet Ihr den Besuch des Prinzen, Eures Schwagers, oder des Herzogs, Eures Oheims, erhalten."

„Es ist wahr," sagte der König, „auch diese gehören ja zu meiner Familie, aber sie haben vor meinen übrigen Verwandten den großen Vorzug, daß sie mir öffentlich den Krieg erklären. — Gute Nacht, Herr Cardinal; Ihr müsset sehr ermüdet sein und der Ruhe bedürfen."

Drei Tage nach diesem Gespräche kam, wie es der Cardinal vorhergesagt, Victor Amadeus wirklich in Susa an und unterhandelte mit Richelieu, welcher jeden einzelnen Punkt des von ihm entworfenen Vertrages durchsetzte.

Auch über die geheimen Artikel wurde eine Vereinbarung erzielt.

Der Herzog von Savoyen verpflichtete sich, binnen vier Tagen 1000 Wagenladungen Getreide und 500 Faß Wein nach Casale einzulassen; unter der Bedingung, daß diese Verpflichtungen erfüllt würden, versprach der König von Frankreich seinerseits, daß seine Truppen nicht über Bonalunga vordringen sollten, einen kleinen Ort, der zwischen Susa und Turin lag. Der Vertrag sagte ausdrücklich: Sr. Majestät gewährten dies auf die Bitte des Herzogs von Savoyen, um den Spaniern Zeit zu gewähren, die Belagerung Casale's von selbst aufzuheben.

Acht Tage nach dem Abschlusse dieses Vertrages gab Don Gonzales von Cordova „aus eigenem Antriebe" die Belagerung von Casale auf und die castilian'sche Ehre war gerettet.

Am 31. März und 1. April wurde der Vertrag durch den König von Frankreich und den Herzog von Savoyen ratificirt.

Es sollte freilich mit diesem Vertrage eben so gehen, wie mit dem des Herzogs von Lothringen.

Eines Tages erzählte Wilhelm III., als er sich mit Carl IV., Herzog von Lothringen, über die Ehrlichkeit unterhielt, die man bei Abfassung eines Vertrages beobachten müsse, hätte dieser ihm erwiedert:

„Bauet Ihr vielleicht auf einen Vertrag?"

„Natürlich!" antwortete naiv Se. britannische Majestät.

„Nun, ich kann Euch einen ganzen Kasten voll Verträge zeigen," sagte Carl IV., „die ich geschlossen habe, ohne auch nur einen einzigen zu halten."

Carl Emanuel bewahrte ungefähr eben so viele auf, wie Carl von Lothringen und es war nur einer mehr, den er denselben jetzt in der Absicht hinzufügte, ihn eben so wenig zu halten, wie die anderen.

Gleichwohl äußerte er das lebhafteste Verlangen, seinen Neffen, Ludwig XIII., zu umarmen, obgleich schon festgesetzt war, daß der Herzog und der König eine Zusammenkunft mit einander haben sollten.

Der Cardinal und der Prinz von Savoyen gingen unmittelbar nach der Schließung des Vertrages, den König zu begrüßen. Victor Amadeus kam mit seiner Gemalin Christine, der Schwester König Ludwigs XIII.; dieser erzeigte ihr alle möglichen Aufmerksamkeiten und schien es ganz zu vergessen, daß er eben Krieg gegen ihren Gemal und gegen ihren Schwiegervater geführt habe, ohne Zweifel entzückt darüber, zu beweisen, daß die Prinzeß von Piemont, welche offen gegen ihn Krieg geführt hatte, ihm noch lieber sei, als die Königin von England und die Königin von Spanien, welche sich für den Augenblick damit begnügten, heimlich gegen ihn zu intrigniren.

Der Herzog von Savoyen erschien zuletzt und wurde mit offenen Armen von seinem Neffen Ludwig XIII. empfangen, welcher noch an demselben Tage beschloß, ihn durch die Erwiderung des Besuches zu überraschen. Aber Carl Emanuel

war zur rechten Zeit benachrichtigt worden; er eilte die Treppe hinab und erwartete den König auf der Schwelle des Hauses.

„Mein Oheim," sagte Ludwig XIII., ihn umarmend, „ich hatte die Absicht, bis in Euer Zimmer vorzudringen, ohne daß Ihr davon hättet eine Ahnung haben sollen."

„Ihr vergeßt, mein Neffe," sagte der Herzog, „daß man sich nicht so leicht verstecken kann, wenn man das Glück hat, König von Frankreich zu sein."

Der König stieg an der Seite des Herzogs die Treppe hinan. Um aber in die Wohngemächer zu gelangen, mußte man eine etwas schadhafte und schwankende Gallerie passiren.

„Beeilen wir uns, mein Oheim," sagte der König; „ich weiß nicht, ob wir hier in Sicherheit sind."

„Ah, Sire," erwiederte der Herzog, „ich sehe wohl, daß Alles unter den Füßen Ew. Majestät zittert, daß sich Alles vor Ew. Majestät beugt."

„Nun, Du Narr?" sagte der König, indem er sich, strahlend vor Wonne, nach L'Angely umwandte, der ihm auf dem Fuße folgte, „was denkst Du von dem Complimente unseres Oheims?"

„Das dürft Ihr mich nicht fragen, Sire."

„Wen denn?"

„Die zwei- bis dreitausend Narren, welche sich umbringen ließen, damit Ew. Majestät von Eurem erhabenen Oheim diese Schmeicheleien gesagt werden."

XVI.

Ein Capitel aus der Geschichte.

L'Angely hatte in der Antwort, die er dem Könige gab, die Lage vortrefflich gekennzeichnet. Nach jedem Kriege, und dauerte er noch so lange, selbst dreißig Jahre, wird endlich der Friede geschlossen. Ist der Friede unterzeichnet, dann

umarmen sich die Könige, welche den Krieg mit einander geführt haben, ohne daß im Geringsten von den Tausenden die Rede wäre, welche als Opfer einer verderblichen Politik oder einer königlichen Laune auf dem Schlachtfelde verbluteten, oder von den tausend Witwen, welche weinen, von den tausend Müttern, welche verzweifelnd die Hände ringen, von den tausend Kindern, welche Trauerkleider anlegen müssen.

Man konnte, wenn man Carl Emanuel's Charakter kannte, sicher sein, daß dieser Friede bei der ersten Gelegenheit gebrochen werden würde, welche der Herzog als günstig zu betrachten veranlaßt wäre.

Ein oder zwei Monate vergingen unter Festlichkeiten und während dieser Zeit schickte der Herzog seine Emissäre nach Wien und Madrid.

Der Gesandte, welcher nach Wien ging, hatte den Auftrag, dort geltend zu machen, daß die Schlappe, die der König von Frankreich dem Herzoge in Susa beibrachte, nicht so schmachvoll und nachtheilig für Savoyen als für Oesterreich sei, da der Herzog den französischen Truppen blos deshalb den Durchzug durch sein Land verweigert habe, um die Herrschaft des Kaisers in Italien wirksam zu unterstützen.

Der Beistand, den Frankreich den Bewohnern Casale's geleistet hätte, sei ein entschiedener Angriff auf die Autorität des Kaisers, da die Stadt durch die Spanier nur in der Absicht belagert wurde, den Herzog von Nevers, der sich ohne Zustimmung des Kaisers in einem kaiserlichen Lehen festgesetzt hätte, zu zwingen, Sr. Majestät den Gehorsam zu beweisen, zu dem er verpflichtet wäre.

Der Gesandte, dessen Bestimmungsort Madrid war, mußte dem König Philipp IV. begreiflich machen, daß der Schimpf, welcher der spanischen Armee, die Casale belagerte, angethan wurde, geeignet wäre, die Autorität Sr. katholischen Majestät in Italien sehr zu schwächen, falls er ungestraft bliebe; daß ferner Ludwig XIII., gedrängt von Richelieu, danach trachte, die Spanier aus Mailand zu verjagen, und

daß das Cabinet von Madrid erwarten könne, daß die Spanier, falls sie aus Mailand verjagt würden, sich auch in Neapel nicht mehr lange halten könnten.

Auch Philipp IV. und der Kaiser Ferdinand sandten einander außerordentliche Botschafter.

Folgendes wurde zwischen ihnen beschlossen:

Der Kaiser wollte von den Schweizer Cantonen freien Durchzug verlangen; wenn ihn die Graubündner verweigerten, würde man ihn erzwingen und direct auf Mantua marschiren.

König Philipp wird Don Gonzales von Cordova abberufen und an seine Stelle an die Spitze der in Italien befindlichen spanischen Truppen den berühmten Ambrosio Spinola mit dem Befehle stellen, Casale zu belagern und einzunehmen, während die kaiserlichen Truppen Mantua belagern und nehmen würden.

Der moralische Eindruck, den der kurze Feldzug auf Ludwig XIII. machte, war ein mächtiger.

Der glückliche Ausgang desselben überraschte Europa und brachte dem König von Frankreich viel Ehre, da er von seinen fürstlichen Zeitgenossen außer Gustav Adolf der Einzige war, der den Degen in der Faust sein Land verlassen hatte, um Krieg zu führen.

Auch Philipp IV. und Ferdinand II. überzogen die Welt mit blutigen und grausamen Kriegen, aber sie führten sie vor ihren Betpulten knieend.

Wenn der König mit seiner Armee hätte in Piemont bleiben können, wäre Alles gerettet gewesen, aber der Cardinal hatte sich verpflichtet, noch vor Anfang des Sommers die aufrührerischen Protestanten zu unterwerfen, und von diesen war die Abwesenheit des Königs und des Cardinals benutzt worden, um sich unter Anführung des Prinzen Rohan, 15.000 Mann stark, in Languedoc zu vereinigen.

Der König sagte also seinem guten Oheim Lebewohl, und hatte von allen den Intriguen, welche während seiner

Anwesenheit in Piemont gesponnen wurden, nicht die geringste Kenntniß.

Am 22. April ging er wieder über die Grenze Frankreichs und marschirte mit seinem Heere auf Privas zu.

Er vermied Lyon, aus welcher Stadt die beiden Königinnen längst wegen der daselbst herrschenden Pest geflohen waren.

Monsieur hatte, wie wir bereits erwähnten, in seiner Unzufriedenheit nicht allein Paris, sondern auch Frankreich verlassen, und nahm die Gastfreundschaft, welche ihm Herzog Carl von Lothringen in Nancy angeboten, in Anspruch.

Frankreich verlassend, gab er auch seine Ansprüche auf die Prinzeß Marie auf, und wendete seine Aufmerksamkeit der Prinzeß Margarethe, Schwester des Herzogs, zu.

Gedrängt durch vierzigtausend Mann, welche von den Marschällen Frankreichs und dem Herzoge von Montmorency angeführt wurden, welchen Letzteren der Cardinal hinschickte, wohin er wollte, indem er ihm das Schwert des Connetabels am Ziele zeigte, beging der Prinz Rohan, das Haupt der Protestanten, denselben Fehler, welchen ein Jahrhundert vor ihm die katholischen Anführer begangen hatten.

Er schloß mit Spanien, seinem persönlichen Todfeinde, und dem Todfeinde Frankreichs, einen Geldvertrag ab, den Spanien nicht hielt. Endlich wurde Privas, seine letzte Festung, genommen; man hängte ein Drittheil der Einwohner, plünderte die Uebrigen, und endlich mußte er am 24. Juni 1627 in der Aussicht auf einen neuen Feldzug in Italien, wo die Sachen sich wieder zu verwickeln anfingen, einen Frieden unterzeichnen, dessen Hauptbedingung war, alle Befestigungen der Protestanten zu schleifen.

Noch vor Privas erfuhr man im französischen Lager, daß Kaiser Ferdinand die Absicht habe, Truppen nach Italien zu senden; man sagte, daß Wallenstein selbst mit 50.000 Mann die graubündner Alpen überschreiten werde.

Endlich erhielt man auch noch Kenntniß von einer Er-

klärung, welche Kaiser Ferdinand am 5. Juni abgegeben hatte, und welche dahin lautete, daß seine Truppen nach Italien zögen, nicht um daselbst den Krieg anzufachen, sondern um den Frieden zu erhalten und die legitime Oberhoheit des kaiserlichen Banners zu wahren, und indem sie die Lehen des Kaisers vertheidigten, über welche Fremde mit Beeinträchtigung Seiner Rechte verfügen wollten.

In derselben Erklärung forderte der Kaiser den König von Spanien freundschaftlichst auf, die kaiserlichen Truppen mit Lebensmitteln und der nöthigen Munition zu unterstützen.

Es stand also in Italien auf dem Punkte, abermals loszubrechen, und für Ludwig XIII. wäre der Zeitpunkt gekommen gewesen, abermals die Initiative zu ergreifen; unglücklicherweise war er dazu nicht gerüstet, und es konnten Monate vergehen, ehe er es sein würde.

Als es nach der Einnahme von Privas an Geld fehlte, war Richelieu genöthigt gewesen, dreißig Regimenter aufzulösen. Man sandte Herrn von Sabran an den Wiener Hof, um das Ultimatum des Kaisers zu holen.

Marschall Créqui wurde nach Turin geschickt, um den Herzog von Savoyen aufzufordern, er möge sich offen erklären, zu welcher Fahne er im Falle eines ausbrechenden Krieges stehen wolle.

Der Kaiser Ferdinand antwortete:

„Der König von Frankreich ist ohne irgend eine an den Kaiser oder an den König von Spanien erlassene Erklärung mit einer starken Armee in Italien eingedrungen, und hat sich daselbst durch die Gewalt der Waffen mehrerer Städte bemächtigt, welche unter der Oberhoheit des Kaisers stehen. Wenn der König von Frankreich seine Truppen aus Italien zurückzieht, so wird der Kaiser es zugeben, daß die Angelegenheit nach dem allgemeinen Völkerrecht geschlichtet werde."

Der Herzog von Savoyen antwortete:

„Der Marsch der Kaiserlichen gegen die graubündner

Alpen steht mit den Bestimmungen des Vertrags von Susa weder im Widerspruche noch im Zusammenhange. Der König von Spanien jedoch wünscht, daß die Franzosen aus Italien abziehen, und daß Susa sofort zurückgegeben werde. Wenn der König von Frankreich diesen Wunsch seines Schwagers Philipp IV. erfüllt, dann wird der Herzog von Savoyen es von dem Kaiser Ferdinand zu erlangen suchen, daß er seine Truppen in ihrem Marsche aufhalte."

Herr von Créqui überbrachte diese Antwort dem König, welcher dieselbe dem Cardinal übermittelte und ihn mit der Erwiederung beauftragte.

Der Cardinal antwortete:

„Sage dem Herzoge von Savoyen, daß es sich nicht darum handle, was der Kaiser und der König von Spanien wünschen, sondern einfach darum, zu wissen, ob Se. Hoheit gesonnen sei, das gegebene Wort zu halten, und im Falle eines Krieges die savoyischen Truppen mit denen des Königs von Frankreich zu vereinigen."

Als der König nach Paris zurückkam, war er wüthend über Monsieur, dessen Güter er confisciren wollte, aber die Königin-Mutter wußte es so anzustellen, daß die beiden Brüder sich versöhnten, nachdem Monsieur sich wie immer dem Könige demüthig unterworfen hatte; er stellte seine Bedingung für die Rückkehr und statt durch sein Ausreißen zu verlieren, gewann er noch dadurch das Herzogthum Valois; eine jährliche Apanage von hunderttausend Livres; das Gouvernement von Orleans, Blois, Vendôme und Chartres; das Schloß Amboise; das Armeecommando in der Champagne und für den Fall der Abwesenheit des Königs die Stellvertretung desselben in Paris und den benachbarten Provinzen.

Folgende sonderbare Clausel wurde noch bei Gelegenheit dieser Versöhnung gestellt:

„Indem er sich mit dem Könige versöhnt, verpflichtet sich Monsieur nicht, die ihm vom Cardinal angethanen Be-

leidigungen zu vergessen, für die er denselben früher oder später noch bestrafen wird."

Der Cardinal erfuhr erst von diesem Vertrage, als es bereits zu spät war, ihn zu verhindern.

Er ging sogleich zu dem Könige und zeigte ihm das bezügliche Schriftstück.

Ludwig XIII. senkte den Blick; er fühlte, welche unbegrenzte Undankbarkeit er sich aus Schwäche habe zu Schulden kommen lassen, indem er die Forderungen seines Bruders bewilligte.

„Wenn Ew. Majestät das für Eure Feinde thun," sagte der Cardinal, „was würdet Ihr dann für einen Mann thun, der Euch schon unzählige und entschiedene Beweise seiner Ergebenheit gegeben hat?"

„Alles, was dieser Mann von mir verlangen würde, wenn Ihr, Herr Cardinal, dieser Mann wäret."

Und in der That ernannte ihn der König auf der Stelle zum Generalvicar in Italien und zum Generalissimus der ganzen Armee.

Als Maria von Medicis diese Zugeständnisse erfuhr, die ihrem Feinde gemacht worden waren, eilte sie herbei, nahm Einsicht von dem Actenstücke und sagte dann zu ihrem Sohne, indem sie ihre Worte mit einem spöttischen Lächeln begleitete:

„Und welche Rechte bewahren Eure Majestät denn uns?"

„Das Recht, die Scropheln zu heilen!" sagte L'Angely, welcher zugegen war.

Mit unerhörten Anstrengungen und einem bewunderswerthen Organisationstalente setzte der Cardinal einen neuen Feldzug in Scene.

Ein Feind aber versperrte den Weg nach Piemont und grub auf demselben einen Abgrund, der Tausende verschlingen konnte.

Dieser Abgrund war die Pest, welche die beiden Köni-

ginnen gezwungen hatte, nach Paris zurückzukommen, und den König, über Briançon zu reisen.

Sie war über Mailand hereingebrochen, und dieselbe, welche Manzoni in den „Promessi Sposi" schildert; sie zeigte sich auch in Lyon, wo sie furchtbare Verheerungen anrichtete; man sagte, sie sei durch einige Soldaten über die Alpen geschleppt worden. Sie brach an den Thoren von Lyon in dem Dorfe Vaux aus. Es wurde ein Gesundheitscordon um das Dorf gezogen, aber die Pest hat gleich jeder Geißel ihre Verbündeten in den niedern Leidenschaften der Menschen. Sie wendete sich an die Habgier. Einige Kleidungsstücke an der Pest Verstorbener wurden in der Nähe der Kirche von Saint-Nizier verkauft und verbreiteten die Ansteckung in dem Herzen von Lyon.

Man war in den letzten Tagen des Monats September.

Sah man in den volkreichen Stadtvierteln Saint-Nizier, Saint-Jean und Saint-Georges die Arbeiter niederstürzen, wie vom Blitze getroffen, dann hätte man glauben können, die Natur treibe ihren Spott. Das Wetter war herrlich; nie hatte die Sonne an einem heitereren reineren Himmel gestrahlt; nie war die Luft so rein und so erquickend gewesen; nie schmückte eine üppigere Vegetation die reizenden Landschaften des lyonesischen; es gab keinen plötzlichen Wechsel in der Temperatur, keine übermäßige Hitze, keine Gewitter, keine jener atmosphärischen Erscheinungen, denen man einen so verderblichen Einfluß auf ansteckende Krankheiten zuschreibt. Strahlend und lächelnd sah die Natur den Tod an die Thüren der Häuser klopfen.

Uebrigens erschienen die eigenthümlichen Launen der Geißel ganz unbegreiflich. Sie verheerte die eine Seite der Straßen und verschonte die andere. Eine Häuserinsel blieb unberührt, und die Häuser, welche diese Insel umgaben, wurden sämmtlich von dem finstern Gaste heimgesucht. Sie übersprang ungesunde und mit Einwohnern überfüllte Viertel der Stadt und richtete ihre Angriffe auf die großen und schö-

nen Plätze Bellecourt und Terreaux, die Quais, die glänzendsten, dem Lichte und der Luft zugänglichsten Theile der Stadt, deren ganze untere Gegend verheert wurde. Sie machte plötzlich, ohne daß man zu ergründen vermochte, weshalb, bei der Rue Neyret Halt, gegenüber einem kleinen Hause, an dessen Front man noch lange eine kleine Bildsäule sah und darunter eine lateinische Inschrift, welche sagte, daß die Pest von 1628 aus eigenem Antriebe nicht über dies Haus hinaus vorgedrungen sei.

In dem Stadtviertel Croix-Rousse gab es nicht einen einzigen Pestkranken.

Als ob es an der Pest noch nicht genug sei, rief diese, indem sie auftrat, aus dem Boden auch noch den Mord herauf. Wie in Marseille 1720, wie in Paris noch 1832, schrie das stets mißtrauische und leichtgläubige Volk über Vergiftung. Es waren nicht, wie in Paris, Missethäter, welche das Wasser der Brunnen besudelten, es waren auch nicht, wie in Marseille, die Galeerensträflinge, welche das Wasser des Hafens verunreinigten; — es waren Fettschmierer, welche mit einer tödtlichen Salbe die Griffe der Thüren bestrichen. Es waren die Chirurgen, sagte das Volk, welche diese Pestsalbe fabricirten. Ein Jesuit, der Pater Grillot, hat die Fettfabrikanten, so wie ihre Salbe gesehen. „Gegen die Mitte des September," sagt er, „fing man an die Thürgriffe einzureiben; der Sacristan der Jesuitenkirche fand hinter einer Bank eine Büchse mit diesem Fett; er ließ es verbrennen, aber der Qualm davon war so stinkend, daß man sich beeilte, das zu vergraben, was von dem Gifte noch übrig war."

Das vortreffliche Werk des Herrn von Montfalcon, dem wir diese Angabe entlehnen, sagt nicht, ob der Pater Grillot es vermochte, Denen die Absolution zu ertheilen, welche in Folge der oben angegebenen Zeilen ermordet wurden; aber am Tage danach wurde ein unglücklicher Mensch, welcher ein angezündetes Licht trug, von welchem das Talg auf seine

Kleider tropfte, durch das Volk gesteinigt; ein Arzt, welcher einem seiner Kranken in der Guillotière einen beruhigenden Trank eingeben wollte, kam in den Verdacht, ihn zu vergiften und mußte den Trank selbst genießen, um dem Tode zu entgehen. Jeder Unbekannte, der aus Versehen oder Unachtsamkeit, wenn er an einem Hause vorüberging, die Hand nach dem Thürgriffe oder dem Klinkelzuge ausstreckte, wurde unter dem Geschrei verfolgt: „In die Rhone mit dem Giftmischer!"

Als die Pest in Marseille ausbrach, antwortete Chirac, der Arzt des Regenten, den Schöppen der Stadt, die seinen Rath erbaten: »Suchet Euch lustig zu machen!«

Es war aber schwer lustig zu sein, besonders in Lyon, wo das Erste, was die Priester und die Mönche thaten, war, daß sie, um selbst jede Hoffnung zu vernichten, es laut verkündeten, die Geißel sei ganz einfach ein Bote des göttlichen Zornes. Von dem Augenblicke an war die Pest nicht mehr eine Epidemie, von der man genesen konnte, sondern der Vernichtungsengel mit dem Flammenschwerte, vor dem es kein Entrinnen gab.

Alle Welt weiß es auch — und die französischen Aerzte haben es nach ihrer Rückkehr aus Egypten bestätigt — daß die Pest ihre Vorliebe für die Schwachen und die Furchtsamen äußert. Die Pest fürchten heißt bereits krank sein. Und wie hätte man nicht Furcht hegen sollen, wenn man sah, wie zwei Franziskanermönche zur allgemeinen Sühnung nach der Kirche unserer lieben Frau von Lorette eine silberne Ampel trugen, auf welcher die Namen aller Schöppen eingegraben waren? Wie hätte man nicht Furcht hegen sollen, wenn man überall die Predigten der Mönche hörte, welche auf den öffentlichen Plätzen, an allen Straßenecken, auf allen Kreuzwegen das Ende der Welt verkündeten; — wenn man von den Altären, die so hoch als möglich errichtet wurden, Priester die sterbende Stadt segnen sah?

Wenn ein Mönch oder ein Priester durch die Straße

ging, kniete das Volk vor ihm nieder und bat um seine Absolution; Viele aber sanken um, noch ehe sie dieselbe erhalten hatten. — Büßer durchzogen die Stadt, gehüllt in Säcke, bestreut mit Asche, einen Strick um den Leib geschlungen, eine brennende Fackel in der Hand und ohne zu wissen, ob diese Büßer geweihte Priester waren, ob sie die Macht der Absolution besaßen, streckten die Sterbenden, am Boden liegend, oder mit dem Rücken an die Häuser gelehnt auf dem Straßenpflaster sitzend, die Hände gegen sie aus, beichteten ihre Sünden und flehten zum Heile ihrer Seele um die Freisprechung.

Da konnte man sehen, wie leicht die Bande der Natur reißen, wenn der Schrecken verzweiflungsvoll die Arme ringt. Es gab keine Freundschaft, keine Liebe mehr. Die nächsten Verwandten vermieden einander; die Frau verließ ihren Mann, der Vater, die Mutter ihre Kinder; die Keuschesten kannten keine Schamhaftigkeit mehr und überließen sich Jedem, der sie haben wollte. Eine Frau erzählte mit wahnsinnigem Lachen, sie hätte ihre vier Kinder, ihren Vater, ihre Mutter und ihren Mann in das Leichentuch gehüllt. Eine Andere wurde in sechs Monaten sechsmal Witwe, indem sie eben so oft den Gatten wechselte. Die meisten Einwohner schlossen sich in ihre Häuser ein und hörten mit gespanntem Ohr, sahen mit starrem Blick auf Die, welche an ihren Fenstern vorübergingen, hinter denen sie selbst sich zeigten, bleich wie Gespenster. Die Vorübergehenden waren indeß selten; Die, welche gezwungen waren, auszugehen, liefen so schnell sie konnten und wechselten mit den ihnen Begegnenden wenige flüchtige Worte, ohne dazu stehen zu bleiben. Die Menschen aus der Umgegend von Lyon, welche genöthigt waren, die Stadt zu besuchen, kamen geritten und hüllten sich so dicht in ihre Mäntel, daß man nichts sehen konnte, als die Augen. Die finstersten und abschreckendsten Gestalten waren die Aerzte in dem eigenthümlichen Costüme, welches sie für sich erfunden hatten. Sie waren in Wachsleinwand gezwängt, gingen auf

Stelzen, bedeckten sich den Mund und die Nasenlöcher mit Tüchern, welche in Weinessig getaucht waren, und würden in gewöhnlichen Zeiten zum Gelächter gereizt haben; in dieser tödtlichen Zeit erregten sie Entsetzen. Nach Verlauf von acht Tagen war die Stadt übrigens noch mehr entvölkert durch die Flucht, als durch den Tod. Es gab in ihr keine Reichen mehr und folglich auch kein Geld; keine Richter und folglich auch kein Gericht und keine Gerechtigkeit. Die Frauen kamen ohne Beistand nieder, denn die Hebammen waren ebenfalls entflohen und die Pest beschäftigte alle Aerzte. — Es gab keinen Lärm mehr in den Werkstätten, keinen Gesang der Arbeiter, kein Geschrei auf den Straßen; überall herrschte Regungslosigkeit, überall das Schweigen des Todes, nur unterbrochen und noch unheimlicher gemacht durch das Schellen der Glocken, die an den langen Reihen der Wagen befestigt waren, welche die Leichen fortschafften, so wie durch das Läuten der großen Glocke von Sanct-Johann, welche täglich um die Mittagsstunde ertönte. Diese beiden Grabesklänge übten besonders auf die reizbaren Nerven der Frauen einen verhängnißvollen Einfluß; man sah mehrere derselben, welche mit gesenktem Haupte, mit gebrochenem Körper, den Rosenkranz in der Hand, die Luft mit ihrem Klagegeheul erfüllten. Andere fielen bei dem Schalle des Todtenglöckchens leblos zu Boden, wie vom Blitze getroffen. Wieder Andere wurden bei dem Schalle der großen Kirchenglocke von einem solchen Schrecken erfaßt, daß sie erkrankten, sich nach Haus schleppten und starben. Eine Frau stürzte sich, von Raserei ergriffen, in einen Brunnen; ein junges Mädchen, das aus ihrem Hause vertrieben wurde, sprang aus Verzweiflung in die Rhone.

Es galt drei große Maßregeln zu treffen und man traf sie: die reichen Kranken in ihre Häuser einzusperren; — die armen Kranken in die Hospitäler zu tragen; — die Leichen fortzuschaffen.

Es gab aber noch eine vierte und man war gezwungen,

sie sogar noch eher anzuwenden, als man die drei anderen getroffen hatte.

Diese war, Gerechtigkeit an den Elenden zu üben, welche unter dem Vorwande, die Kranken zu pflegen oder die Leichen fortzuschaffen, sich in die Häuser einschlichen, die Schreibtische erbrachen, die Schlösser sprengten, den Sterbenden mit Gewalt Ringe und Schmuck raubten.

Es wurden an verschiedenen Punkten der Stadt Galgen errichtet und die Banditen, die man bei der That erwischte, wurden ohne weitere Procedur daran gehenkt.

Um die Kranken einzusperren, vermauerte man die Thüren und reichte die Lebensmittel und die Arzeneien zu den Fenstern hinein.

Die Hospitäler waren bald unzureichend; man errichtete ein neues in der Quarantaine, auf dem rechten Ufer der Saône. Es konnte zum Unglück nur zweihundert Betten enthalten, aber viertausend Kranke wurden darin angehäuft; es gab überall Pestkranke, nicht nur in den Sälen, sondern auf den Gängen, in den Kellern, auf den Boden. Man warf zwei Todte übereinander, um Platz für einen Kranken oder einen Sterbenden zu schaffen. Die Aerzte, so wie die Aufseher und Wärter mußten sorgfältig den Platz wählen, wohin sie ihren Fuß setzten. Zwischen den starren Leichen, die beinahe unmittelbar in Verwesuug übergingen, sah man die Sterbenden sich winden, welche von einem verzehrenden Durste gequält wurden und mit lautem Geschrei nach Wasser riefen. Andere erhoben sich unter den letzten Zuckungen des Todes von ihrem Lager, ihrem Stroh oder dem nackten Fußboden, taumelten mit erdfahlen Gesichtern, eingefallenen, stieren Augen, einige Schritte weit, fochten mit den Armen in der Luft umher, stießen gellendes Geschrei aus und stürzten todt nieder. Andere geriethen außer sich, ergriffen, wie vor einer fürchterlichen Vision, die Flucht, strauchelten über ihre Nachbarn und schleppten sich das Betttuch nach, das ihr Leichentuch werden sollte.

Dies entsetzliche Hospital beneideten gleichwohl die Elenden, welche an den Straßenecken und an den Grabenrändern starben.

Man raffte Alles, was es von dem niedrigsten Pöbel und von beschäftigungslosen Menschen gab, zusammen, um Leichenbestatter daraus zu machen. Man gab ihnen täglich drei Livres Lohn und wendete die Augen ab, wenn sie die Taschen der Leichen durchsuchten. Sie trugen eiserne Haken, mit denen sie die Todten fortzogen und in den Leichenwagen übereinanderhäuften. Aus dem ersten Stockwerke, so wie aus den höheren, warfen sie die Leichen auf die Straße hinab. Alle wurden in großen Gruben beerdigt, aber diese waren bald gefüllt und wie die Vulkane-Feuer, so spieen sie den Dunst menschlicher Verwesung aus.

Ein Greis, der Vater Raynard genannt, hatte seine ganze Familie sterben sehen und war allein übrig geblieben. Er fühlte sich endlich ebenfalls von der Ansteckung ergriffen; er fürchtete die gemeinschaftlichen Gruben, und hatte Niemand mehr, der ihn pflegen, ihm im Tode Beistand leisten und ihn christlich begraben konnte. Er ergriff ein Grabscheit und verwendete seine letzten Kräfte dazu, eine Grube zu graben. Als die Arbeit beendigt war, stieß er sein Grabscheit am Kopfende des Grabes in die Erde, befestigte daran ein Stück Holz in Gestalt eines Kreuzes und legte sich am Rande der Grube nieder, indem er auf die letzten Zuckungen rechnete, um hinabzustürzen und auf das Mitleid eines Vorübergehenden, um ihn mit Erde zu bedecken.

Etwas Entsetzliches war inmitten dieser Todesqualen eines ganzen Volkes die Lustigkeit, die Freude, der Jubel der Menschen, welche die Todten zusammentrugen, und denen man den bezeichnenden Namen der Raben gegeben hatte. Sie waren die guten Freunde des Todes, die Vettern der Pest. Sie priesen sie, ladeten sie ein, die bisher noch verschonten Häuser zu besuchen und sich für längere Zeit als Gast in der Stadt einzuquartiren. Sie hatten ihre Vergnügungen von der

gräßlichen Art, welche der Marquis von Sade rühmt und die sich der Scharfrichter Maria Stuarts gewährte, und wenn eine Sterbende hübsch war, sah man sie die nichtswürdige Vermälung des Lebens mit dem Tode feiern.

Nachdem die Pest, wie wir erwähnten, im September nach Lyon gekommen war, steigerte sie hier fünfunddreißig Tage lang ihre Heftigkeit und blieb dann zwei Monate auf gleicher Stufe stehen. Gegen das Ende December vertrieb eine strenge Kälte den Südwind und die Heftigkeit der Geißel ließ nach. Man glaubte, sie sei geschieden und feierte ihren Abzug durch Freudengeschrei und Freudenfeuer.

Die Pest wurde dadurch gereizt; sie benutzte einen Wechsel der Temperatur, um zurückzukehren; ein heftiger Regen löschte die Freudenfeuer aus und brachte die Pest wieder mit sich.

Sie wüthete abermals und mit der größten Heftigkeit während der Monate Januar und Februar, nahm dann mit dem Frühling ab, zeigte sich im August noch einmal und verschwand endlich im December gänzlich.

Diese Pest dauerte über ein Jahr und tödtete mehr als 60,000 Menschen.

Der Erzbischof Carl von Méron war einer der Ersten, welche starben, und an seine Stelle kam der Erzbischof von Aix, Alphons von Richelieu, ein Bruder des Cardinals.

An diesen seinen Bruder hatte sich der Cardinal mit der Frage gewendet, ob es möglich sei, im Augenblicke der Gefahr einen zweiten Feldzug zu eröffnen und mit 30,000 Mann Lyon und dessen Gebiet zu passiren?

Der Erzbischof antwortete, daß der Gesundheitszustand nun nichts mehr zu wünschen übrig ließe, und daß es den Truppen nicht an leeren Quartieren fehlen würde, daß sogar der ganze Hofstaat untergebracht werden könnte, wenn der Hof der Armee diesmal wieder folgen wollte.

An dem Tage, an welchem der Cardinal diese Botschaft erhielt, schickte er Herrn von Pontis nach Mantua, um dem

Herzoge zu melden, daß er von Frankreich die Hilfe erhalten würde, die er erwarte.

Herr von Pontis sollte sich dem Herzoge Carl von Nevers zur Verfügung stellen und die Leitung der Platzvertheidigung übernehmen.

XVII.

Ein Jahr später.

Ein Jahr war ungefähr vergangen, seit Richelieu, auf den Vertrag von Susa bauend, oder wenigstens sich so stellend, als ob er darauf baue, Italien verlassen mußte, da er genöthigt war, die Hugenotten des Languedoc zu bekämpfen.

Während dieses Jahres hielt er, was er dem Könige Ludwig XIII. versprochen hatte; er vernichtete die Festungen der Protestanten, denen er schon bei La Rochelle einen grausamen Schlag beigebracht hatte.

Er hatte eine neue Armee organisirt, Geld in die Cassen des Staates zurückgeführt, seinen berüchtigten Vertrag mit Gustav Adolf unterzeichnet und schlug die Protestanten in Frankreich durch die Katholiken, während er seine Vorbereitungen traf, die Katholiken in Deutschland durch die Protestanten schlagen zu lassen. Er hatte auf den Reichstag von Solothurn den Marschall von Bassompierre geschickt, den General-Oberst der Schweizer, um sich über den Durchzug der Deutschen durch Graubünden zu beschweren, sich demselben zu widersetzen, wenn es möglich wäre, und fünf- bis sechstausend Schweizer als Hilfstruppen von seiner Sendung zurückzubringen.

Da er Mantua nicht unmittelbar unterstützen konnte, hatte er aus Frankreich seinen besten Ingenieur, Herrn von Pontis, hingesandt, und nach Venedig den Marschall d'Estrée.

Als die Pest in Lyon endete, hatte er sich dann mit seiner Armee wieder in Marsch gesetzt und, — wie wir erwähnten — befand er sich ein Jahr darauf, nachdem er den Paß von Susa forcirt und Carl Emanuel zum Frieden gezwungen hatte, wieder in derselben Lage, nur mit dem Unterschiede, daß der Paß von Susa genommen, die Feste Gelasse in den Händen der Franzosen und Piemont denselben geöffnet war. Er konnte daher leicht dem Marquis von Thayras Hilfe bringen, der in Castale durch Spinola belagert wurde, welcher im Commando der spanischen Truppen auf Don Gonsales von Cordova gefolgt war.

Diesmal, wo der Cardinal des Königs sicher war, Dank den mit so vieler Mühe gesammelten Beweisen des Verrathes gegen Maria von Medicis, Anna von Oesterreich und Monsieur, hatte er es nicht für rathsam gehalten, ihn mit sich zu führen; übrigens fühlte sich seine Eigenliebe dadurch geschmeichelt, daß er den Krieg beginnen konnte, denn er zweifelte nicht daran, daß es einen neuen Feldzug geben würde. Er wollte in Abwesenheit des Königs irgend einen großen Schlag führen, dessen Ruhm und Ehre auf ihn allein zurückfallen sollten. Jeder Mensch von Genie hat eine Schwäche; Richelieu hatte deren zwei: er wollte nicht nur ein großer Minister sein, welches Verdienst ihm Niemand bestritt, sondern auch ein großer Feldherr, was Créqui, Bassompierre, Montmorency, Schomberg, der Herzog von Guise — kurz alle Männer des Schwertes, bestritten, und endlich auch ein ausgezeichneter Dichter, was ihm mit noch größerem Rechte die Nachwelt streitig gemacht hat.

Der Cardinal befand sich also am Anfange des Monats März 1630 in Susa; er unterhandelte bereits einen Monat lang mit jener gekrönten Schlange, Carl Emanuel, die sich ihm immer entwand, wenn er sie am festesten zu halten glaubte. Er faßte Geduld, denn er fürchtete, daß der Herzog von Savoyen ihn hindern möchte, Lebensmittel und Munition nach Casale zu werfen, welches schon anfing, an beiden

Mangel zu leiden; der Herzog von Savoyen konnte ohne die Unterstützung Oesterreichs und Spaniens den französischen Truppen nichts anhaben, allein er hoffte eben auf diese Unterstützung. Aber den Beistand Spaniens hatte er bereits in Mailand, und den Beistand des Kaisers sollte er durch Wallenstein erhalten, den man durch Graubünden ziehen ließ. Er konnte auch den Weg nach Montferrat vielleicht mit größerem Glücke vertheidigen, als er den Paß von Susa vertheidigt hatte.

Ungeduldig über diese Verzögerungen ließ der Cardinal den Herzog von Montmorency zu sich kommen, und wandte sich mit Freimuth an ihn.

„Herr Herzog," sagte er, „Ihr wißt, was zwischen uns abgemacht wurde: — ist der Feldzug in Italien beendigt, so ist Euch das Schwert des Connetabels gewiß, aber wie Ihr selbst einsehen müsset, wird der Feldzug in Italien nicht eher beendigt sein, als bis ein fester Friede dem Herzoge von Nevers Mantua sichert."

Der Herzog stimmte dieser Ansicht vollkommen bei.

„Nun," sagte der Cardinal, „wir werden mit diesem aalglatten Gegner nicht fertig, so lange wir durch Briefe oder Vermittler mit ihm unterhandeln Reiset also nach Turin; die Sache zwischen uns und dem Herzoge von Savoyen steht noch nicht so schlecht, daß Ihr nicht eine Vergnügungsreise in die Hauptstadt seines Landes solltet unternehmen können. Die Damen an dem dortigen Hofe sind schön, Ihr seid galant und indem ich Euch eine Reise nach Turin vorschlage, glaube ich gegen Euch nicht als Tyrann zu handeln. Lasset mich nun mit dem Freimuthe, der sich zwischen Männern ziemt, den delicaten Punkt der Angelegenheit berühren. Ihr seid durch Eure Gemalin mit der Königin-Mutter verwandt, Ihr habt auch der Königin Anna gedient, und zwar in einem Grade, der, ohne dem Könige Mißtrauen einzuflößen, doch seinen Feinden Vertrauen zu Euch geben kann. Benützet die vortreffliche Situation, welche Euch Euer Rang und der Zufall gibt,

und bringt während der Festlichkeiten und Vergnügen eine directe Unterredung zwischen dem Herzoge von Savoyen, oder wenigstens seinem Sohne und mir zu Stande. Während dieser Zeit will ich, der ich nicht durch die Schönheit der Damen und den Klang der Instrumente gestört sein werde, alle Punkte des Horizontes sorgfältig prüfen, und nach Eurer Rückkehr werden wir, je nach der Antwort, die Ihr bringt, unseren Entschluß fassen. Nur trachtet, entweder den Frieden oder den Krieg in einer Falte Eures Mantels mitzubringen.«

Es war dies eine jener Missionen, wie sie der prachtliebende, galante und schöne Herzog von Montmorency liebte. Er hatte in der That die Tochter des Herzogs Bracciano, d. h. jenes Vittorio Orsini, zur Frau genommen, welcher mehr als der Freund Maria's von Medicis war, ehe sie sich vermält hatte, und es vielleicht auch nachher blieb, so daß, wenn die Gerüchte über die Abstammung Ludwigs XIII. wahr sein sollten, der Herzog von Montmorency ganz einfach der Schwager des Königs von Frankreich war. Er hatte sich auch als ein ergebener Diener Anna's gezeigt und war vielleicht mehr als das gewesen, aber der Herzog von Buckingham war der entstehenden Liebschaft in den Weg getreten und man weiß, daß der glückliche Gesandte Carls I., indem er seine Perlen auf dem Parquet des Louvre verstreute, in den Gärten von Amiens die köstlichsten von allen Perlen wiederfand.

Ein Mann wie der Herzog konnte also an dem Hofe des Herzogs von Savoyen kein Mißtrauen erregen, wenn man nicht von dem sprechen will, welches er den Ehemännern der schönen Piemontesinnen einflößen mußte.

Der Herzog nahm also die Botschaft an, welche nur zur Hälfte eine politische, zur andern Hälfte aber eine galante war, reiste nach Turin und überließ es dem Cardinal, den politischen Horizont zu studiren, der, wie nicht zu leugnen ist, durch einen herannahenden Sturm verfinstert war.

In Deutschland, d. h. im Norden, nahm Wallenstein

von Augenblick zu Augenblick an Macht und Größe zu; er langte schon auf dem Gipfel derselben an. Zum Herzoge von Friedland ernannt, durch die ungeheueren Güter bereichert, die man den sogenannten Rebellen weggenommen hatte, war es ihm gelungen, auf seine Kosten eine Arme von 50.000 Mann zusammenzubringen; er hatte die Dänen zurückgedrängt, Mannsfeld bei der Dessauer Brücke auf's Haupt geschlagen, Brandenburg wiedergewonnen, Holstein, Schleswig, Pommern, Mecklenburg erobert und zur Erinnerung an diese Siege außer dem Titel eines Herzogs von Friedland auch noch den eines Herzogs von Mecklenburg angenommen.

Hier aber machte das wachsende Glück wenigstens für einen Augenblick Halt. Ferdinand, der von allen Seiten mit Klagen über die Willkür dieses Feldherrn bestürmt wurde, suchte ihn so weit als möglich von Oesterreich zu entfernen. Aus Dänemark, aus allen Orten Deutschlands, aus Ungarn, liefen ihm Recruten zu; er hatte ein Corps nach Italien, ein anderes nach Polen geschickt und noch blieb eine gewaltige Truppenmasse am baltischen Meere zurück, die Mittel eines bereits zu Grunde gerichteten Landes vollends verzehrend; er mußte erobern oder zu Grunde gehen, er mußte vor Allem sich auf die reichen kaiserlichen Städte Worms, Frankfurt, hauptsächlich Straßburg werfen und das that er. Seine Avantgarde hatte ein Fort im Bisthum Metz besetzt und Richelieu wußte genau, daß Monsieur, welcher sich in Lothringen befand, von da aus mit Wallenstein in Verbindung getreten war, und im Ernste daran dachte, die fremden Truppen nach Frankreich, angeblich gegen Richelieu, in Wahrheit aber gegen Ludwig XIII. zu berufen. Ein italienischer General und zwei Bandenführer, Galas und Altringer, commandirten die Truppen, welche nach Italien abgesendet wurden, um Mantua zu belagern und Carl Emanuel Beistand zu bringen.

Im Osten zogen Rom und Venedig die Blicke des Cardinals auf sich.

Venedig hatte versprochen, eine Diversion zu machen, indem es Mailand angriff, aber der Republik gelangen nicht mehr jene kühnen Handstreiche wie die, welche ihr Constantinopel, Cypern und einen Theil von Morea unterworfen hatten. Andererseits hielten die Venetianer ihr Versprechen jedoch bei Mantua, dessen Herzog sie auf jede Art unterstützten, während sie seinem Gegner die Zufuhr der Lebensmittel abschnitten.

Ohne Nahrungsmittel, ohne Erfrischungen, ohne Futter für die Pferde, nicht in der Lage, Mantua anders als durch Kanonenschüsse anzugreifen, decimirt von Krankheiten, die sich stets zu Gefährten der Entbehrungen machen, waren die Deutschen eben im Begriffe, die Belagerung Mantua's aufzuheben, als ihnen Hilfe von einer Seite kam, wo sie sie am wenigsten erwartet hatten.

Der Papst gestattete ihnen nämlich, sich in den Kirchenstaaten zu verproviantiren, unter der Bedingung, daß einer seiner Neffen zum Brod-, Wein- und Strohlieferanten der Armee gewählt werde. Dieser Papst war ein Barberino und Italien war gewohnt, von den Barberini verrathen zu werden.

Dem Cardinale näher, aber in derselben Richtung, befand sich Spinola, der in spanischen Diensten stehende genuesische Condottiere, welcher zur selben Zeit die Grenze des Montferrat überschritt, als die Kaiserlichen in das Herzogthum Mantua einbrachen, und welcher, ohne Casale zu belagern, sich damit begnügte, die Stadt zu blockiren. Er hatte 6000 Mann Fußvolk und 3000 Reiter bei sich, und sollte mit diesen verhindern, daß die Franzosen Mantua zu Hilfe eilten. Wenn die Kaiserlichen es genommen haben würden, dachten sie mit ihren 25- bis 30,000 Mann zu ihm zu stoßen, um sich vereint mit ihm auch Casale's zu bemächtigen und die Franzosen aus Italien zu jagen.

Noch finsterer war der politische Horizont im Westen.

Colalto und Spinola waren sichtbare Feinde; sie

führten den Krieg am hellen Tage, in offener Schlacht, mit aufgeschlagenem Visir. Nicht so war es im Herzen Frankreichs mit den Feinden des Cardinals; diese minirten im Finstern, um sein Glück und sein Dasein zu untergraben, und erschienen im Sonnenlichte nicht anders, als mit einer heuchlerischen Maske vor dem Gesichte.

Ludwig XIII., welcher fühlte, daß sein Leben und sein Ruhm mit dem seines Ministers zusammenhingen, und welcher der ewigen Intriguenkämpfe müde war, zeigte sich melancholischer als je; er fand an nichts mehr Vergnügen, nicht einmal an der Jagd, und lebte zurückgezogen und in steter Unruhe und Besorgniß.

Aber Jene, welche den König umgaben, Mutter, Gattin, Bruder, lebten in der einzigen Hoffnung auf den Sturz des Cardinals, und jedes Wort, das sie sprachen, jede Handlung, die sie begingen, war auf eine neue Erschütterung jener Ueberzeugung gerichtet, die in dem Herzen des Königs Wurzel gefaßt hatte, der Ueberzeugung nämlich, daß es ohne den Cardinal für ihn keine Größe, kein Königthum, keinen Einfluß auf Europa gebe.

Er begann übrigens einzusehen, daß der Premierminister nur ein vorgeschobenes Werk war, welches man mit List oder Gewalt erobern müsse, um in der Bresche gegen ihn selbst kämpfen zu können. Ludwig war daher entschlossen, mit aller seiner Macht den Cardinal zu vertheidigen, denn er war überzeugt, daß er dadurch zugleich sich selbst vertheidige.

Nach der Flucht des Herzogs von Orleans nach Nancy, welche schon in jenem in Chiffern geschriebenen Briefe vorhergesehen war, den Rossignol dem Könige übersetzt hatte, besonders aber seit jenen unlauteren Unterhandlungen zwischen dem Prinzen und Wallenstein begriff der König, daß ein Augenblick kommen müsse, wo Gaston, der von außen durch Oesterreich, Spanien und Savoyen, im Innern durch die Königin-Mutter, die Königin Anna und die Unzufriedenen aller

Parteien unterstützt wurde, die Fahne des Aufruhrs erheben werde.

Und in der That gab es in Frankreich viele Unzufriedene.

Der Herzog von Guise war unzufrieden, weil er das Commando in der Armee, welches er erwartete, nicht erhalten hatte; er hörte daher nicht auf, im Vereine mit der Prinzeß von Conti und der Herzogin von Elboeuf Ränke gegen den Cardinal zu schmieden.

Die Richter des Châtelet, von denen in diesem Jahre eine Steuer erhoben wurde, waren Unzufriedene und hörten in ihrer Unzufriedenheit auf, unparteiisch Recht zu sprechen.

Endlich war das Parlament selbst so unzufrieden, daß es insgeheim dem Herzog von Orleans unter gewissen Bedingungen seinen Beistand anbot.

Wir haben uns in unserer Erzählung zu sehr mit der Polizei des Cardinals beschäftigt, um noch besonders erwähnen zu müssen, daß er von allen Machinationen wohl unterrichtet war und die Unzufriedenen gut kannte.

Er lebte aber in der sicheren Ueberzeugung, daß der König sein Versprechen halten und zu ihm kommen würde. Aus zwei Ursachen hielt er an dieser Ueberzeugung fest; erstens glaubte er, die Langweile werde Se. Majestät zur Armee treiben, und zweitens, daß Gaston, der durch die Entfernung des Königs General-Statthalter von Paris geworden wäre, seinen gekränkten Bruder zur Abreise bewegen würde.

Es war zwar die Möglichkeit vorhanden, daß Gaston in Abwesenheit des Königs gegen Richelieu, und vielleicht auch gegen den König selbst, allerhand Cabalen anzettelte, aber hatte der Cardinal einmal den König in seiner Nähe, dann fürchtete er nichts, denn er kannte Gaston zu gut, um nicht zu wissen, daß er einer durch den Cardinal und den König befehligten Armee nicht Stand halten, vielmehr eher seine Mitschuldigen und Bundesgenossen verrathen und überliefern würde.

Die Rundschau über den ganzen politischen Horizont war

nicht geeignet, einen Mann wie Richelieu zu erschrecken, und er wandte ruhig sein nächstes Augenmerk auf Turin, wohin er den Herzog von Montmorency geschickt hatte, und wo Alles gut gehen mußte, wenn sein Gesandter seine Weisungen befolgte.

Darüber wollen wir selbst urtheilen.

XVIII.

Ein Liebespaar.

Der Herzog von Montmorency hatte seinem Freunde, dem Grafen von Moret, den Vorschlag gemacht, ihn nach Turin zu begleiten, ohne ihm jedoch den wahren Zweck seiner Reise anzuvertrauen; Moret nahm den Vorschlag mit Vergnügen an, da er sich davon eine angenehme Zerstreuung versprach.

Die Wichtigkeit der Ereignisse, welche wir erzählen, und die großartige historische Ereignisse sind, hindert uns zuweilen, bis auf den Grund der Herzen unserer Personen den heitern oder trüben Rückwirkungen zu folgen, welche aus der Vollbringung dieser Ereignisse entstehen. So haben wir die Berennung Mantua's durch die Kaiserlichen erwähnt, ohne uns mit der Unruhe zu beschäftigen, welche dieses Ereigniß in dem Herzen des Sohnes Heinrichs IV. hervorrief.

In der That mußte Isabella an der Seite ihres Vaters allen verderblichen Folgen dieser feindlichen Einschließung ausgesetzt sein: Entbehrungen, Noth, Hunger, Gefahren, welche von den verschiedenen Perioden einer Belagerung unzertrennlich sind, die von solchen Banditen ausgeführt wird, wie die waren, aus denen die kaiserlichen Banden bestanden.

Als der Graf Moret erfuhr, daß Herr von Pontis durch den Herzog von Richelieu als Ingenieur nach Mantua geschickt würde, hatte er daher auch gebeten, denselben als

Volontär begleiten zu dürfen, wenn auch nicht, um in der Nähe Isabellens zu fechten, so doch um bei dem Herrn von Lautrec den Einfluß des Mannes zu bekämpfen, den er als seinen Nebenbuhler kannte.

Aber der Cardinal hatte in seiner Nähe nicht genug entschlossene Männer und treue Herzen, deren er gewiß sein durfte, um sich eines Mannes zu berauben, der schon zunächst seines Ranges wegen da bleiben mußte, wo der König und der Cardinal waren. Außerdem aber hatte dieser Mann ihm auch schon durch seinen Muth und seine Gewandtheit große Dienste geleistet, und er konnte bei der schwierigen Lage, in welcher man sich befand, auch noch fernere leisten. Um übrigens seinen jungen Schützling zu beruhigen, gab er ihm, der Wahrheit gemäß, die Versicherung, er hätte an Herrn von Lautrec geschrieben, derselbe möchte sich innerhalb der Grenzen des Versprechens halten, welches er den beiden jungen Leuten gegeben, besonders aber der Neigung Isabellens, so lange der Graf lebte, keinen Zwang anthun.

Wir wollen unsern Helden nicht besser machen, als er war, und schreiben seine Untreue, oder vielmehr seine Unbeständigkeit, auf Rechnung von dem Blute Heinrichs IV., welches in seinen Adern rollte. Wir würden daher ein Unrecht begehen, wenn wir nicht eingeständen, daß der Graf von Moret, während er gewissenhaft an seinem Eide hing, keine andere Gattin zu nehmen, als Isabella, in eben dem Grade, in welchem er sich in Begleitung des Cardinals und des Königs Paris näherte, durch eine anfangs dunkle, allmälig aber immer durchsichtiger werdende Wolke einen gewissen brünetten, mit einem rothen Tuche umwundenen Kopf erscheinen sah, von dessen Mund er in dem „gefärbten Barte" zwei Küsse empfangen hatte, von welchen ihm noch jetzt die Lippen brannten, so oft er daran dachte. Das war noch nicht Alles. Man wird sich auch erinnern, daß eines Abends, als er aus der Gesellschaft bei der Prinzeß Maria von Gonzaga kam, jene herausfordernde Person,

welche sich zu seiner Cousine improvisirt hatte, gewisse Versprechungen eines Zusammentreffens mit ihm austauschte. Die Umstände verhinderten zwar damals das Rendezvous, aber er nahm sich vor, die Person an ihr Versprechen zu erinnern und sie zu dessen Erfüllung aufzufordern. Auch diesmal wieder verschob der Zufall die Ausführung des reizenden Planes auf spätere Zeiten. Bei der Ankunft des Grafen Moret in Paris war Frau von Fargis, — denn die Leser werden nicht vergessen haben, daß von ihr die Rede ist — zu einer geheimen Mission der Königin Anna bei ihrem Gemale, vielleicht auch bei einer viel höheren Person, abwesend. Als der Graf Paris verlassen mußte, war die schöne Gesandtin noch nicht nach der Hauptstadt zurückgekehrt; Jacquelino konnte daher zu seinem lebhaften Bedauern die Bekanntschaft mit seiner reizenden Cousine Marina nicht erneuern.

Aber an dem eleganten Hofe des Herzogs von Savoyen, an welchem er einen Monat geblieben war, als wir ihn aus Italien zurückkehren sahen, betraut mit der dreifachen Sendung an die beiden Königinnen und au Monsieur, hatte er einige galante Erinnerungen zurückgelassen, die er anzufrischen gedachte, sobald sich seine Gelegenheit bieten würde, neue Liebschaften anzuknüpfen und neue Früchte der Liebe zu pflücken.

In der That gab es wenige Höfe, die so galant und vergnügungssüchtig waren, wie der Hof des Herzogs von Savoyen. Carl Emanuel war außerordentlich ausschweifend und durch Eleganz verstand er es, der Ausschweifung ein Ansehen der Liebenswürdigkeit zu verleihen, durch welches sie Verzeihung gewann. Wenn wir es nach dem, was wir bereits von ihm sagten, noch versuchen müßten, seinen Charakter zu schildern, würden wir hinzufügen, daß er muthig, eigensinnig, ehrgeizig und verschwenderisch war. Das Alles aber gewann bei ihm das Ansehen der Größe und verbarg sich unter einer so gewandten Heuchelei, daß seine Verschwendungssucht als Freigebigkeit erschien, sein Ehrgeiz als Ruhmsucht,

seine Hartnäckigkeit als Beständigkeit. Treulos gegen seine Verbündeten, begierig nach dem Gute Anderer, verschwenderisch mit seinem eigenen, stets arm und doch nie an etwas Mangel leidend, hatte er nach und nach Händel mit Oesterreich, Spanien und Frankreich, war stets der Verbündete dessen, welcher ihm die größten Vortheile gewährte, führte beständig gegen die Macht, welche ihm das Wenigste geboten hatte, Krieg mit dem Gelde derjenigen, die ihm am meisten zahlte. Gequält durch die Leidenschaft, sich zu vergrößern, führte er gegen seine Nachbarn Krieg, so oft sich dazu die Gelegenheit zeigte; beinahe jederzeit gezwungen, Frieden zu schließen, war es für ihn ein Bedürfniß, in seinen Verträgen irgend eine zweideutige Clausel anzubringen, welche ihm einen Vorwand bot, dieselben zu brechen. Als arglistiger Zauderer war er der Fabius der Diplomatie.

Er hatte Katharina, die Tochter des Königs Philipp ,geheiratet und seinen Sohn mit Christine, der Tochter Heinrichs IV., vermält; aber diese beiden Verwandtschaften waren wegen seiner ewigen Wankelmüthigkeit ungenügend, ihn zu schützen. Diesmal stieß er auf seinen furchtbarsten Feind, Richelieu, und sollte an demselben zerschellen.

Der Herzog von Savoyen empfing mit großer Auszeichnung und Liebenswürdigkeit seine beiden Gäste: Montmorency, welchem der höchste Ruf der Tapferkeit, Eleganz und Freigebigkeit voranging; Moret, dem die Erinnerung an seine Galanterien vor achtzehn Monaten folgte. Madame Christine besonders empfing sehr freundlich den jungen Mann, welcher durch Heinrich IV. anerkannt worden war, und daher bei ihr die Vorrechte eines Bruders genoß.

Da Carl Emanuel die galanten Neigungen Montmorency's kannte, vereinigte er in der Hoffnung, denselben für sein Interesse zu gewinnen, an seinem Hofe alle schönen Frauen Turins und dessen nächster Umgegend. Aber in der Mitte aller dieser Schönheiten suchte Anton von Bourbon

vergebens die, wegen welcher er gekommen war: die Gräfin Urbano von Espalomba.

Das Leben dieser schönen Gräfin ist eine ganze Geschichte; da diese Geschichte sich aber vor dem zutrug, womit wir das erste Blatt unseres Buches eröffneten, und da sie überdies nur als Detail aus dem Leben unseres Helden interessirt, hielten wir es nicht für nöthig, unsere Leser damit zu unterhalten.

Plötzlich sah Carl Emanuel an dem Hofe von Turin ein ihm noch unbekanntes aber glänzendes Gestirn erscheinen, welches zum Satelliten eines ziemlich matt schimmernden Sternes geworden war, wie dies Jeder ist, der nicht durch sich selbst leuchtet. Obgleich der Graf Urbano von Espalomba zu dem vornehmsten Adel des Landes gehörte, hatte er Mathilde von Cisterna geheiratet, eine der schönsten Blumen des Thales von Aosta.

Carl Emanuel war zwar, wie bereits erwähnt, achtundsechzig Jahre alt, aber er hatte seine Gewohnheiten der Galanterie bewahrt, welche ihn während seiner langen Regierung seinen Hof als einen Harem betrachten ließen, in welchem er nur sein herzogliches Taschentuch auszuwerfen brauchte. Geblendet durch die Schönheit der Gräfin von Espalomba gab er ihr daher zu verstehen, daß sie nur ein Wort zu sagen brauchte, um die wahre Herzogin von Savoyen zu sein; aber die schöne Gräfin sagte dies Wort nicht. Ihre Augen und ihr Herz waren nicht dem gemeinen Pharus des Ehrgeizes zugewendet, sondern der strahlenden Sonne der Liebe.

Sie hatte den Grafen von Moret gesehen; ihre achtzehn Jahre waren durch die zweiundzwanzig Jahre des jungen Prinzen angezogen worden; April und Mai flogen einander entgegen und verschmolzen in einem Kusse mit einander.

Der Graf von Espalomba hegte nur gegen den Herzog Argwohn; das Auge beständig auf Carl Emanuel gerichtet, sah er nichts, ahnte er nichts und unter dem Schutze

der Eifersucht des betagten Gatten waren die beiden Liebenden glücklich.

Aber das Auge des Herrschers war scharfsichtiger als das des Ehemannes. Er errieth zwar nicht das, was war, aber er fürchtete das, was werden konnte, und da der Graf Urbano, welcher nicht reich, aber habgierig war, sich an den Hof begeben hatte, um die Gunstbezeigungen des Herzogs zu gewinnen, ernannte dieser ihn zum Gouverneur der Festung Pignerol und ertheilte ihm den Befehl, sich ohne Zögern auf seinen Posten zu begeben.

Dort verwahrte er die Gräfin wie einen reichen Edelstein in einem Schmuckkästchen, zu welchem er den Schlüssel besaß, so daß er gewiß sein konnte, den Diamant wiederzufinden, wann er wollte.

Die beiden Liebenden hatten bei ihrer Trennung viel geweint und sich gegenseitig ewige Treue geschworen; wie der Graf von Moret diesen Schwur hielt, haben wir gesehen.

Die schöne Mathilde war freilich gezwungen gewesen, ihren Eid zu halten; die Gelegenheiten, zu lieben, besonders nachdem sie den jungen und schönen Königssohn geliebt hatte, waren in Pignerol nicht leicht zu finden.

Mathilde hatte erfahren, daß der Graf sogleich nach ihrer Entfernung ebenfalls abgereist war; sie wußte es ihrem Geliebten Dank, daß er nicht an einem Hofe bleiben mochte, an welchem sie nicht mehr war, und seit achtzehn Monaten träumte sie nur von seiner Rückkehr.

Sie erfuhr daher auch mit der lebhaftesten Freude, daß zu den Festen, welche der Hof von Turin den beiden Prinzen geben wollte, ihr Gemal eingeladen wurde, Pignerol zu verlassen und einige Tage in der Hauptstadt zuzubringen.

Die beiden Liebenden sahen sich wieder; ob die Freude über das Wiedersehen auf beiden Seiten mit gleicher Liebe gepaart war, wollen wir nicht behaupten, wohl aber brachten Beide das gleiche Jugendfeuer mit und dies gleicht in hohem Grade der Liebe.

Auch diesmal sollte indeß dieser Strahl des Glückes nur kurz und flüchtig sein. Die Prinzen konnten nicht länger als einige Tage in Turin bleiben, aber da der Feldzug Monate und selbst Jahre dauern konnte, und da es vielleicht Gelegenheiten gab, sich öffentlich oder heimlich wieder zu sehen, trafen die beiden jungen Leute ihre Vorkehrungen und in Folge der Andeutungen, welche seine schöne Freundin ihm gab, konnte der Graf von Moret einen genauen Plan von der Wohnung des Gouverneurs von Pignerol entwerfen, und indem er dies that, bemerkte er mit unaussprechlicher Freude, daß das Schlafzimmer der Gräfin von Urbano und das ihres Gemales an den beiden entgegengesetzten Enden des Schlosses lagen.

Die Liebenden hatten sich übrigens auch noch in der Festung ein Einverständniß gesichert. Als nämlich die junge Gräfin das Thal von Aosta verließ, nahm sie ihre Milchschwester, Jacintha, mit sich, die nur einige Monate älter war, wie sie selbst, — eine Vorsichtsmaßregel, welche jede junge Frau treffen sollte, wenn sie einen alten Mann heiratet; denn die Milchschwestern sind die natürlichen Feindinnen der Convenienzheiraten und der unverhältnißmäßigen Verbindungen.

Jacintha hatte in Selimo einen Bruder zurückgelassen, der zwei oder drei Jahre älter war wie sie, und es wurde verabredet, daß der Graf, wenn die Gelegenheit sich günstig zeigte, unter dem Namen Gaetano als dieser Bruder kommen sollte.

Nichts ist aber natürlicher, als daß ein Bruder, der seine Schwester besucht, in dem Hause bleibt, in welchem sie wohnt, besonders wenn dies Haus ein Schloß ist, in welchem nur zehn bis zwölf Personen sich aufhalten, wenn ganz bequem fünfzig darin Platz hätten.

Waren die beiden Liebenden unter einem Dache, dann müßten sie sehr ungeschickt gewesen sein, hätten sie nicht Mittel ausfindig zu machen gewußt, sich drei- oder viermal des Tages zu

sehen und sich während der Nacht wenigstens einmal zu sagen, wie sehr sie sich liebten.

Dies Alles war an dem ersten Tage besprochen worden, an welchem unsere Liebenden sich wieder trafen, so sehr waren sie Leute der Vorsicht und so sehr dachten sie an die Zukunft, so wenig man sich auch in ihrem Alter für gewöhnlich um dieselbe zu kümmern pflegt.

Fügen wir noch hinzu, daß diese kleinen Verabredungen getroffen wurden, während der Graf Urbano, der — wie bereits erwähnt wurde — nur gegen den Herzog Argwohn hegte, keine Bewegung desselben aus dem Auge verlor. Der Herzog hatte indeß entweder die Hoffnung verloren, die Liebe der Gräfin zu gewinnen, oder er verzichtete mit der gewöhnlichen Unbeständigkeit seines Charakters auf seine Wünsche rücksichtlich der Gräfin; genug, er gab ihrem Gemale diesmal keine andere Veranlassung zur Unzufriedenheit, als daß er demselben eine Erhöhung des Einkommens unter dem Vorwande verweigerte, seine Finanzen wären furchtbar in Anspruch genommen, so daß er an die Ergebenheit und Aufopferung seiner Unterthanen appelliren müßte.

Der Herzog von Montmorency seinerseits war der glücklichste Mensch auf der Erde. Jung, schön, reich, der Träger des schönsten Namens in ganz Frankreich nach dem des königlichen Geschlechtes; wohlgelitten von den Frauen, geliebkoset von dem Herrscher eines der glänzendsten und aristokratischesten Höfe Europas, blieb seiner Eitelkeit nichts zu wünschen, besonders nachdem der Herzog, als er nach der Tafel mit ihm in den Ballsaal trat, zu ihm gesagt hatte:

„Herr Herzog, seitdem Ihr hier seid, beschäftigen unsere Damen sich nur damit, in Euren Augen schön zu erscheinen; davon könnt Ihr Euch überzeugen, indem Ihr die Ehemänner so sorgenvoll und so melancholisch sehet."

Die acht Tage, welche die beiden Abgeordneten theils in Turin, theils in dem Schlosse Rivoli zubrachten, verflossen unter Festmahlen, Bällen, Cavalcaden und Festen aller Art,

und das Resultat derselben war, daß der Cardinal und der Prinz Victor Amadeus sich in dem Schlosse Rivoli sehen sollten, oder — wenn dies dem Cardinal lieber wäre, in dem Dorfe Bussolino.

Der Cardinal wählte das Dorf Bussolino; da es nur eine Stunde von Susa entfernt lag, mußte der Prinz von Piemont ihm entgegenkommen, nicht aber er dem Prinzen von Piemont.

XIX.

Der Cardinal beginnt den Feldzug.

Die Discussion war lebhaft; zwei gleich geschickte und gleich hartnäckige Diplomaten standen dabei einander gegenüber.

Carl Emanuel wünschte weniger den Frieden für sich, als einen blutigen Kampf zwischen Oesterreich und Frankreich, einen Kampf, bei welchem er so lange neutral geblieben wäre, bis sich eine Gelegenheit gefunden haben würde, einen großen Vortheil durch die Entscheidung für die eine oder die andere Partei zu erlangen.

Aber der Cardinal hatte bereits den Tag, an welchem er den Krieg mit Oesterreich beginnen wollte, festgesetzt; es war der, an welchem Gustav Adolf in Deutschland einbrechen würde.

Der Cardinal stellte daher an Victor Amadeus die Frage:

„Was verlangt Savoyen dafür, daß es auf die Seite Frankreichs tritt, und dem Könige einige feste Plätze und zehntausend Mann zur Verfügung stellt?"

Victor Amadeus war auf diese Frage vorbereitet; er antwortete:

„Der König von Frankreich wird Mailand und Genua angreifen, mit denen Piemont im Kriege ist, und sich ver-

pflichten, einen Frieden mit Oesterreich nicht eher einzugehen, bis Mailand und Genua unterworfen sind."

Das war ein neuer Gesichtspunkt, unter welchem sich die Frage darstellte und der mit den Ereignissen im Zusammenhange stand, die sich seit dem Frieden von Susa zugetragen hatten.

Der Cardinal schien über diesen Vorschlag erstaunt zu sein; er zögerte jedoch nicht mit der Antwort.

„Wie, Prinz!" sagte er, „der König entsendet seine Armee, um die Freiheit Italiens sicherzustellen, und der Herzog von Savoyen möchte ihn verpflichten, die Republik Genua, über die uns zu beklagen wir keinen Grund haben, zu zerstören? Das wird nie geschehen! Vielleicht werden uns die Spanier zwingen, Mailand zu erobern, dann aber werden wir es auch für uns behalten und Niemand soll es uns entreißen."

War die Frage kurz und bündig, so war es die Antwort nicht minder; Victor Amadeus verlangte einige Tage Frist, um dieselbe seinem Vater zu hinterbringen.

Nach drei Tagen kehrte er in der That nach Bussolino zurück.

„Mein Vater," sagte er, „hat Ursache, zu fürchten, daß mein Schwager Ludwig sich mit dem Könige von Spanien verständigt, sobald der Krieg begonnen ist. Die Klugheit gestattet ihm daher nicht, sich für Frankreich zu erklären, man müßte ihm denn ganz entschieden erklären, die Waffen erst nach der Eroberung Mailands niederzulegen."

Richelieu antwortete darauf, indem er die Erfüllung des Vertrages von Susa verlangte.

Victor Amadeus erklärte, er müßte dazu seinen Vater befragen, reiste ab und kehrte sogleich zurück, um zu sagen: „Der Herzog von Savoyen ist bereit, den Vertrag unter der Bedingung zu erfüllen, daß man ihn zunächst mit seinen 10,000 Mann Fußvolk und 1000 Mann Reiterei die Republik Genua angreifen und diese Angelegenheit beendigen läßt, bevor man ihn zu einer andern zwingt."

„Ist das Euer letztes Wort, mein Prinz?“ fragte der Cardinal.

„Ja, Monseigneur,“ sagte Victor Amadeus, sich erhebend.

Der Cardinal schlug an ein Glöckchen.

Latil erschien.

Der Cardinal machte ihm ein Zeichen, näher zu treten.

Latil gehorchte.

Da sagte ihm der Cardinal leise:

„Der Prinz wird sich gleich von hier entfernen; sorget dafür, daß ihm keine der Wachen die militärischen Ehrenbezeigungen leiste.“

Latil ging hinaus; der Cardinal hatte ihm den Auftrag gegeben, weil er dabei sicher war, denselben buchstäblich erfüllt zu sehen.

„Prinz,“ sagte der Cardinal Richelieu zu Victor Amadeus, „ich habe für den Herzog von Savoyen, im Namen des Königs, meines Gebieters, alle Rücksichten genommen, die ein König von Frankreich nicht nur für einen regierenden Fürsten, sondern für seinen Oheim nehmen kann; ich habe eben so im Namen des Königs, meines Gebieters, Euch selbst die Rücksicht bewiesen, die ein Schwager dem Gemal seiner Gattin bezeigen kann; aber ich glaube, daß ich meine doppelte Pflicht als Minister und als Generalissimus verletzen würde, wenn ich noch länger zögerte; ich glaube, daß der Ruhm Seiner Majestät verlangt, mit aller Strenge die Beleidigung zu bestrafen, welche der Herzog von Savoyen ihm zugefügt hat, indem er so oft sein Wort unerfüllt ließ, besonders aber indem er das französische Heer Unannehmlichkeiten und Entbehrungen aussetzte, die dessen Untergang hätten herbeiführen können. Von heute, den 17. März an,“ der Cardinal zog seine Uhr und sah nach der Stunde, „von heute, den 17. März, sechs drei Viertel Uhr Abends an ist daher der Krieg zwischen Frankreich und Savoyen erklärt! — Hütet Euch deshalb und wir werden dies ebenfalls thun!“

Der Prinz entfernte sich.

Zwei Schildwachen gingen vor der Thür des Cardinals, die Hellebarde auf der Schulter, auf und ab.

Victor Amadeus schritt zwischen ihnen hindurch, ohne daß sie ihn zu beachten schienen; sie blieben weder stehen, noch nahmen sie ihre Hellebarden von der Schulter.

Auf der Stiege saßen Soldaten, welche Würfel spielten; sie rührten sich nicht und setzten ihr Spiel ruhig fort.

„Oho!“ murmelte der Prinz, „sollte diesen Leuten der Befehl gegeben worden sein, mich zu beleidigen?“

Er zweifelte noch, aber als er die Schwelle des Hauses überschritten hatte, zweifelte er nicht mehr.

Die Soldaten, die ihn kannten, da sie ihn hineingehen gesehen hatten, beachteten ihn ebenso wenig, als ob er ein Lakai gewesen wäre.

Kaum hatte der Prinz den Cardinal verlassen, als dieser den Grafen von Moret, den Herzog von Montmorency und die Marschälle Créqui, de la Force und Schomberg zu sich berief, ihnen die Situation klar machte und sie um ihren Rath fragte.

Alle waren der Ansicht, da der Cardinal den Krieg erklärt hatte, müßte derselbe sofort beginnen.

Der Cardinal verabschiedete sie und befahl ihnen, sich für den folgenden Tag bereit zu halten. Den Herzog von Montmorency behielt er bei sich.

„Herzog,“ sagte er, „wollt Ihr morgen Connetabel sein?“

In den Augen des Herzogs zuckte ein Blitzstrahl der Freude.

„Ich hoffe, Monseigneur,“ sagte er, „daß Ihr nur Menschenmögliches von mir verlangen werdet, da Ihr mir den Zielpunkt meines Strebens so nahe vor die Augen rücket.“

„Etwas sehr Leichtes im Gegentheile. Der Krieg zwischen uns und Savoyen ist erklärt. Binnen zwei Stunden wird der Herzog bereits Kenntniß von meiner Kriegserklärung haben. Er befindet sich im Schlosse Rivoli; nehmet

fünfzig gut berittene Leute, gehet nach Rivoli, umzingelt das Schloß, entführet den Herzog und seinen Sohn und bringt dieselben ins Lager; wenn wir sie hier haben, können wir mit ihnen machen, was wir wollen, und sie werden froh sein, eines billigen Kaufes loszukommen."

„Monseigneur," sagte der Herzog, „vor acht Tagen befand ich mich in demselben Schlosse Rivoli als Gast des Herzogs und Euer Abgeordneter; es ist mir daher unmöglich, dasselbe heute verrätherisch als Feind zu überfallen."

Der Cardinal blickte den Herzog an.

„Ihr habt Recht, Herzog," sagte er; „man macht einen solchen Vorschlag einem Abenteurer, der sein Glück anstrebt, und nicht einem Montmorency. Ich habe übrigens schon meinen Mann dazu. Ich werde mich an Eure Weigerung erinnern und Euch dieselbe Dank wissen. Ich bitte nur, zu vergessen, daß ich den Vorschlag machte."

Montmorency verbeugte sich und ging.

„Ich hatte Unrecht," sagte der Cardinal zu sich selbst; „die Gewohnheit, mich der Menschen zu bedienen, erzeugte in mir für dieselben ein Gefühl von Verachtung, welches zu allgemein war. Jeder Andere wäre vielleicht auf meinen Vorschlag eingegangen, er aber ist ein biederes Herz; und obgleich er mich nicht liebt, würde ich eher seinem Hasse mich anvertrauen als der vielgerühmten Ergebenheit gewisser Leute."

Dann schlug er zweimal an die Glocke.

„Stephan! Stephan!" rief er.

Latil erschien.

„Kennst Du das Schloß Rivoli?" fragte der Cardinal.

„Das, welches eine Meile von Turin liegt?"

„Ja. Es ist in diesem Augenblicke von dem Herzoge von Savoyen und seinem Sohne bewohnt."

Latil lächelte.

„Es wird dort ein Handstreich zu verüben sein. Nicht wahr?"

„Welcher? Wenn Du so gut rathen kannst."

„Der, daß man sie Beide gefangennimmt."

„Würdest Du das ausführen?"

„Parbleu! Warum nicht?"

„Wieviel Leute wirst Du dazu brauchen?"

„Fünfzig, gut bewaffnet und gut beritten."

„Suche Dir selbst Leute und Pferde aus. Wenn Ihr glücklich seid, so gibt es bei der Rückkehr 50,000 Livres für die Leute, 25,000 Livres für Dich."

„Die Ehre, den Streich vollführt zu haben, würde mir allein genügen, wenn aber Ew. Eminenz durchaus irgend eine sichtbare Belohnung beifügen wollen, so werde ich dieselbe als der gehorsame Diener Ew. Eminenz nicht verschmähen."

„Hast Du noch eine Bemerkung zu machen, Latil?"

„Eine einzige."

„Welche?"

„Bei solchen kühnen Handstreichen, wie ich ihn ausführen soll, kann ein Zufall das Gelingen vereiteln, ohne daß die Schuld an mir oder an den Leuten läge; in solchem Falle würden wir für unsere Mühe und Gefahr nichts erhalten. Gebt uns im Falle des Gelingens weniger, Herr Cardinal, aber gebt uns auch im Falle des Mißlingens eine Kleinigkeit."

„Du hast Recht, Stephan, und deine Bemerkung zeigt, daß Du kein schlechter Politiker bist; also 1000 Livres für den Mann und 25,000 für Dich, wenn er gelingt, zwei Louisd'or für den Mann und 25 für Dich, wenn er mißlingen sollte."

„Das heiße ich reden, Monseigneur. Es ist jetzt sieben Uhr; man braucht drei Stunden, um nach Rivoli zu gelangen; um zehn Uhr wird das Schloß umzingelt sein und das Uebrige von meinem Glücke oder meinem Unstern abhängen."

„Geh', mein wackerer Latil, und sei überzeugt, daß ich auch im Falle des Mißlingens wissen werde, daß es nicht deine Schuld ist."

Latil machte einige Schritte gegen die Thür, dann wandte er sich um.

„Haben Monseigneur von dem Vorhaben mit Niemand außer mir gesprochen?" fragte er.

„Mit einer einzigen Person."

„Ventre St. Gris, wie Heinrich IV. zu sagen pflegte, das nimmt uns fünfzig Aussichten von hundert."

Richelieu zog die Augenbrauen zusammen.

„O," sagte er halblaut, „daß er es abschlug, war gut, wenn er aber verriethe, das wäre schlecht, sehr schlecht."

Dann wandte er sich zu Latil.

„Für alle Fälle nimm Dich zusammen, und wenn Du den Kürzeren ziehst, werde ich es Dir, wie gesagt, nicht nachtragen."

Zehn Minuten später ritt ein kleiner, aus etwa fünfzig Reitern bestehender Trupp, der von Stephan Latil geführt wurde, an den Fenstern des Cardinals vorüber, der den Anführer freundlich grüßte.

XX.

Ein leeres Nest.

Obwohl der Herzog von Savoyen wußte, daß ihm von einem Augenblick zum andern der Krieg erklärt werden könne, und zwar von einem Feinde, der es ihn schon gelehrt hatte, daß er nicht zu gering geachtet werden dürfe, gab er doch, da er neben seinen anderen schlimmen Eigenschaften auch ein gewaltiger Prahlhans war, ein großes Fest in seinem Schlosse Rivoli, zu derselben Zeit, in welcher sein Sohn Victor Amadeus mit Richelieu in dem Dorfe Lussolino unterhandelte.

Die schönsten Frauen von Turin, die vornehmsten Edelleute Savoyens und Piemonts waren an jenem Abende des 17. März im Schlosse Rivoli versammelt, dessen hellerleuchtete Fenster blendende Lichtstrahlen in die dunkle Nacht hinaussandten.

Der Herzog von Savoyen, ein vollendeter Cavalier und trotz seiner 68 Jahre noch Lebemann, und selbst seinen Buckel mit dem gewöhnlichen Geiste Buckliger verspottend und galant wie ein junger Mann, machte seiner reizenden Tochter, zu deren Ehren das Fest gegeben wurde, vor allen Anderen den Hof; nur hin und wieder flog eine düstere Wolke über seine Stirne.

Er erinnerte sich zuweilen, daß die Franzosen nur acht bis neun Meilen von ihm entfernt seien, dieselben Franzosen, welche binnen wenigen Stunden den Paß von Susa genommen hatten, welchen man für uneinnehmbar zu halten gewohnt war, und daß in dem Augenblicke, wo im Schlosse Rivoli Frohsinn und Lust herrschten, sich in Bussolino sein Geschick entschied, ein Umstand, von dem Niemand außer ihm etwas wußte.

Unter irgend einem Vorwande hatte der Herzog die Abwesenheit seines Sohnes entschuldigt, zugleich aber dessen Rückkehr im Verlaufe des Abends angezeigt, und in der That erwartete er ihn von einem Augenblicke zum andern.

Gegen neun Uhr erschien endlich der Prinz in reichem Festanzuge, mit dem Lächeln auf den Lippen, und nachdem er die Prinzeß Christine, die übrigen Damen und einige Cavaliere, die er seiner besonderen Freundschaft würdigte, gegrüßt hatte, ging er auf Carl Emanuel zu, küßte ihm die Hand, und mit unbefangener Miene, als ob er ihn um sein Befinden befragte, sagte er leise zu ihm:

„Der Krieg ist uns von Frankreich erklärt; die Feindseligkeiten können schon morgen beginnen; nehmen wir uns in Acht."

Der Herzog erwiederte ebenso leise:

„Entferne Dich nach der ersten Quadrille und gib den Befehl, daß die Truppen sich in Turin concentriren; ich meinerseits will die Gouverneure von Biellane, Fenestrella und Pignerol auf ihre Posten schicken."

Dann machte er ein Zeichen mit der Hand, und die

Musik, welche bei dem Eintritte des Prinzen unterbrochen worden war, gab das Signal zum Wiederanfange des Tanzes.

Prinz Victor Amadeus nahm den Arm seiner Gemalin, der Prinzeß Christine, und führte mit ihr die Ehrenquadrille an, ohne ein Wort von dem Bruch zwischen Savoyen und Frankreich gegen sie zu erwähnen.

Während dieser Zeit ließ Carl Emanuel die Gouverneure der drei wichtigsten Festungen Piemonts zu sich rufen und gab ihnen den Auftrag, sofort mit der möglichsten Eile nach ihren Posten aufzubrechen.

Die Gouverneure von Viellane und Fenestrella waren ohne ihre Frauen gekommen; sie brauchten daher nur ihre Mäntel zu nehmen und ihre Pferde satteln zu lassen, um sogleich den Befehl des Herzogs zu erfüllen.

Nicht eben so war es indeß mit dem Grafen Urbano von Espalomba. Er hatte nicht nur seine Frau bei sich, sondern diese tanzte auch die Quadrille mit dem Prinzen Victor Amadeus.

„Monseigneur," sagte daher der Graf zu dem Herzog, „der Befehl wird schwer zu erfüllen sein."

„Und weshalb das?" fragte der Herzog.

„Weil die Gräfin und ich nach Turin im Ballanzuge und in einem Miethwagen gekommen sind, der uns nicht bis nach Pignerol wird fahren wollen."

„Die Garderobe meines Sohnes und meiner Schwiegertochter wird Euch Mäntel liefern, sowie Alles, dessen Ihr bedürft und einen Wagen nehmt Ihr aus meinen Ställen."

„Ich fürchte, die Gräfin wird die Reise nicht ohne Gefahr für ihre Gesundheit machen können."

„Wenn das ist, so lasset sie hier und reiset allein."

Der Graf sah Carl Emanuel auf eine eigenthümliche Weise an.

„Ja," sagte er, „ich begreife, daß ein solches Arrangement Euer Hoheit zusagen würde."

„Alle Arrangements sagen mir zu, Herr Graf, vorausgesetzt, daß Ihr nicht eine Minute verlieret, um zu gehen.“

„Ist das eine Ungnade, Monseigneur?“ fragte der Graf.

„Mein lieber Graf,“ entgegnete der Herzog, „wie könnt Ihr eine Ungnade darin erblicken, wenn ich einem Gouverneur befehle, nach seinem Gouvernement aufzubrechen; es ist im Gegentheil ein Beweis des Vertrauens —“

„Welches indeß nicht so weit geht, mir die Ursache dieser beschleunigten Abreise mitzutheilen.“

„Ein Herrscher ist nicht verpflichtet, seinen Unterthanen Rechenschaft zu geben,“ sagte Carl Emanuel, „besonders dann nicht, wenn diese Unterthanen in seinem Dienste stehen; er hat ihnen dann nur seine Befehle zu ertheilen. Ich gebiete Euch daher, Euch augenblicklich nach Pignerol zu begeben und die Festung so wie die Citadelle für den Fall, daß sie angegriffen werden sollten, zu vertheidigen, bis kein Stein mehr auf dem andern bleibt. — Ihr, so wie Eure Gemalin, dürfet Alles verlangen, dessen Ihr benöthiget, und Ihr werdet es augenblicklich erhalten.“

„Soll ich die Gräfin mitten aus der Quadrille holen, oder darf ich warten, bis der Tanz beendigt ist?“

„Ihr könnt das Ende abwarten.“

„So werden wir reisen, Eure Hoheit, sobald der Tanz endet.“

„Glückliche Reise, Graf, besonders aber wenn die Gelegenheit sich bietet, — tapfere Vertheidigung.“

Der Herzog entfernte sich, ohne auf die übellaunigen Worte zu hören, welche der Graf Urbano murmelte.

Als die Quadrille vorüber war, theilte der Graf seiner Gemalin zu deren großem Erstaunen den so eben erhaltenen Befehl mit.

Dann gingen sie zu einer Thür hinaus, während Victor Amadeus den Saal durch eine andere verließ.

Die Gouverneure von Viellane und Fenestrella, welche

auf keine Quadrille zu warten hatten, waren bereits aufgebrochen.

Der Herzog sagte leise einige Worte zu seiner Schwiegertochter und diese folgte dem Grafen und der Gräfin.

Als sie den Saal verlassen hatte, übergab sie die Gräfin den Händen einer ihrer Kammerfrauen und kehrte dann in die Gesellschaft zurück, um eine neue Quadrille zu arrangiren, an welcher der Prinz Victor Amadeus nicht mehr Theil nahm.

Zehn Minuten darauf kehrte dieser in den Saal zurück, noch immer mit lächelnden Lippen, aber augenscheinlich blässer, als da er gegangen war.

Er ging auf den Herzog zu, schlang seinen Arm in den des Vaters und trat mit ihm in eine Fensternische.

Dort zeigte er ihm ein Billet.

„Leset, mein Vater!" sagte er leise.

„Was soll das bedeuten?" fragte der Herzog.

„Es ist ein Billet, welches mir ein Page, der über und über mit Staub bedeckt war und ein zu Tode gehetztes Pferd ritt, soeben übergab. Ich wollte ihm eine goldgefüllte Börse schenken, und Ihr werdet sehen, daß das für die überbrachte Botschaft nicht zu viel gewesen wäre; aber er wies das Geschenk zurück und antwortete:

„Ich bin im Dienste eines Herrn, welcher nicht erlaubt, daß ein Anderer als er seine Diener bezahlt."

„Und ohne seinem Pferde Zeit zum Verschnaufen zu lassen, warf er es herum und sprengte im Galopp davon."

Der Prinz las das kurze aber bündige Schreiben.

Es lautete:

„Ein Mann, der von Sr. Hoheit dem Herzoge von Savoyen ausgezeichnet empfangen worden ist, findet die Gelegenheit, die Gastfreundschaft zu vergelten, indem er ihn benachrichtigt, daß er in dieser Nacht im Schlosse Rivoli mit dem Prinzen Victor Amadeus gefangengenommen werden soll. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Auf, zu Pferde und nach Turin!"

„Ist keine Unterschrift darunter?“ fragte der Herzog.

„Nein, aber zuverlässig kömmt die Nachricht von dem Herzoge von Montmorency oder von dem Grafen von Moret.“

„Was für Livrée trug der Page?“

„Gar keine; aber ich glaube ihn als denselben erkannt zu haben, den der Herzog, als er in Turin war, bei sich hatte.“

„Und den er Galaor nannte?“

„Ich glaube, das war der Name. — Was ist Eure Ansicht, mein Vater?“

„Den uns gegebenen Rath zu befolgen, da uns nichts Schlimmes widerfahren kann, wenn wir nach Turin gehen, während uns hier möglicherweise wirklich Gefahr droht.“

„Machen wir uns also auf den Weg!“

Der Herzog trat mit Lächeln auf den Lippen in die Mitte des Saales.

„Meine Damen und Herren,“ sagte er, „ich erhalte so eben einen Brief, welchen ich, seiner großen Wichtigkeit wegen augenblicklich beantworten und wobei ich meinen Sohn zu Rathe ziehen muß. Kümmert Euch also nicht um uns, tanzet, unterhaltet Euch, betrachtet das Schloß als das Eurige, und in unserer Abwesenheit wird unsere theuere Schwiegertochter, die Prinzeß Christine, die Honneurs machen.“

Die Herren und Damen verneigten sich und bildeten ein Spalier, durch welches der Herzog und der Prinz der Thür zuschritten, lächelnd und nach beiden Seiten grüßend.

Als sie außerhalb des Saales waren, gaben sie alle Verstellung auf, ließen sich die Mäntel überwerfen, die besten Renner des Marstalls vorführen, schwangen sich auf dieselben und sprengten in gestrecktem Galopp nach Turin, welches, wie bereits erwähnt, nur eine Meile von Rivoli entfernt war.

Während dieser Zeit verfolgten Latil und seine fünfzig Reiter im scharfen Trabe den Weg von Susa nach Turin. Da, wo von dem Wege sich eine Kastanienallee abzweigt, welche

zum Schlosse Rivoli führt, glaubte Latil vor sich auf dem Wege einen Schatten zu sehen, der sich schnell vorwärts bewegte.

Auch der einsame Reiter — denn es war der Schatten eines Reiters — den Latil bemerkte, hielt sein Pferd an, und musterte die kleine Reiterschaar mit mehr Unruhe als Neugier.

Latil stand schon auf dem Punkte, „Wer da!" zu rufen, aber er fürchtete, daß dieser Ruf, den er im reinen Italienisch nicht hervorzubringen wußte, ihn verrathen möchte. Er beschloß daher, allein die Recognoscirung vorzunehmen und trieb sein Pferd in der Richtung vorwärts, wo der Reiter unbeweglich wie eine Statue hielt.

Kaum hatte dieser jedoch erkannt, daß man ihm an den Leib wolle, als er die Zügel seines Pferdes anzog, ihm die Sporen in den Leib drückte, und über einen breiten Graben setzte, um dann querfeldein zu jagen, und die Straße nach Susa zu gewinnen.

Latil verfolgte den Reiter, ihm immerwährend „Halt, Halt!" zurufend. Diese Rufe trugen jedoch nur dazu bei, die Schnelligkeit zu vermehren, mit welcher der Verjagte seine Flucht fortsetzte.

Latil wollte schießen, aber er überlegte, daß der Verfolgte ein Franzose sein und dann der Schuß alarmirend auf die Umgebung wirken könnte.

So jagten Beide hintereinander her; der Verfolgte hatte einen Vorsprung von drei Pferdelängen und da sein Pferd besser war, so hatte er alle Aussicht, einen noch größeren Vorsprung zu gewinnen.

Nach fünf Minuten hatte Latil das Nutzlose seiner Verfolgung eingesehen und gab sie auf, indem er wieder zu seinem Detachement stieß, während der Reiter unerkannt im Dunkel der Nacht verschwand.

Latil schüttelte, während er an der Spitze seiner Schaar einhertrabte, bedenklich den Kopf; das an und für sich so ge-

wöhnliche Abenteuer schien ihm eine besondere Bedeutung zu haben.

Sein erstes Wort an den Cardinal war gewesen:

„Ich stehe für Alles gut, wenn der Prinz nicht benachrichtigt worden ist."

Was hatte dieser so gut berittene Mann, der so viel darauf hielt, unerkannt zu bleiben, in Rivoli zu thun gehabt?

Das Mißtrauen Latil's mehrte sich noch, als er, selbst noch in kurzer Entfernung von dem Schlosse, zwei Reiter aus dem Thore desselben hervorsprengen und in der Richtung gegen Turin davongaloppiren sah.

Latil versuchte es diesmal nicht, den Reitern zu folgen, da ihre Pferde frisch aus dem Stalle kamen und eine edle Race verriethen. Es war jetzt wirklich nichts Anderes zu thun, als so schnell wie möglich das Schloß zu erreichen, dessen erleuchtete Fenster durch die Nacht glänzten.

In zehn Minuten war er bei dem Schlosse, stellte Wachen an allen Thoren aus, beorderte je zehn Mann die Seitentreppen hinanzusteigen und begab sich selbst an der Spitze weiterer zehn Mann über die Hauptstiege in den Saal, auf dessen Schwelle er mit entblößtem Degen in demselben Augenblicke erschien, wo durch die Seitenthüren seine Gefährten hereindrangen.

Bei dem Anblick dieser bewaffneten, in französische Uniform gekleideten Männer hörten die erschreckten Musiker auf zu spielen, und die Tänzer blieben wie gelähmt stehen.

Nachdem Latil seinen Leuten befohlen hatte, die Thüren sorgfältig zu bewachen, trat er mit dem Degen in der einen und dem Hut in der andern Hand bis in die Mitte des Saales vor, aber die Prinzeß Christine ersparte ihm die andere Hälfte des Weges und kam ihm entgegen.

„Mein Herr," sagte sie, „wie ich glaube, habt Ihr an meinen Schwiegervater, den Herzog von Savoyen, oder an meinen Gemal, den Prinzen Victor Amadeus, irgend einen Auftrag. Zu meinem Bedauern muß ich Euch anzeigen, daß

Beide vor kaum einer Viertelstunde nach Turin geritten sind, wo sie bereits, wie ich hoffe, ohne Unfall angekommen sein werden. Wenn Ihr und Eure Leute der Erfrischungen bedürft, das Schloß Rivoli ist seiner Gastfreundschaft wegen bekannt und ich freue mich, einem Officiere und den Soldaten meines vielgeliebten Bruders, Ludwig XIII. die Honneurs machen zu können."

„Madame!" sagte Latil, alle seine Erinnerungen aus der Periode seines Hoflebens zusammennehmend, um einer Schwester seines Königs passend antworten zu können, „Madame, unser Besuch hatte keinen anderen Zweck, als Euch Nachrichten von Ihren Hoheiten zu bringen, welche wir vor noch nicht zehn Minuten in der That auf dem Wege nach Turin begegneten, wohin zu gelangen sie, wie es schien, große Eile hatten. Die Gastfreundschaft, mit der Ihr uns beehren wollt, können wir leider nicht annehmen, da wir so schnell als möglich dem Herrn Cardinal wichtige Neuigkeiten bringen müssen."

Und er empfahl sich von der Prinzeß mit vollendeter Höflichkeit.

Draußen aber sagte er mit bedeutend minder zartem Ausdrucke:

„Beim Teufel, man ist uns zuvorkommen, wie ich es gefürchtet hatte, und wir haben das Nest leer gefunden!"

XXI.

In welchem der Graf von Moret sich verbindlich macht, ein Maulthier und eine Million in das Fort Pignerol zu bringen.

Als Richelieu das Resultat der Expedition Latil's hörte, war er wüthend, da Latil nicht den geringsten Zweifel hegte, daß der Herzog von Savoyen benachrichtigt worden sei.

Aber durch wen konnte dies geschehen sein?

Der Cardinal hatte sich nur einer einzigen Person anvertraut, dem Herzoge von Montmorency.

Sollte er es gewesen sein, der den Herzog gewarnt hatte?

Es war dies vielleicht eine Consequenz seines etwas übertrieben ritterlichen Charakters gewesen, aber diese Ritterlichkeit gegen einen Feind war fast ein Verrath an seinem Könige.

Ohne etwas von seinem Verdachte gegen Montmorency merken zu lassen, denn er wußte, daß Latil an dem Grafen von Moret, daher auch mittelbar an dem Herzoge hänge, legte Richelieu dem Capitän eine lange Reihe Fragen über den einzelnen Reiter vor, den er gesehen haben wollte.

Latil sagte Alles, was er wußte.

Er habe in dem Reiter einen jungen Menschen von etwa achtzehn Jahren erkannt, der einen Filzhut mit farbiger Feder getragen und in einen blauen oder schwarzen Mantel gehüllt gewesen sei. Das Pferd war ein Rappe.

Der Cardinal ließ sich erkundigen, welche Schildwache in der vergangenen Nacht den Dienst gehabt hatte.

Zur Nachtzeit konnte man weder aus Susa hinaus, noch in dasselbe herein, ohne der Wache das Losungswort zu geben.

An jenem Tage war das Losungswort:

„Susa und Savoyen!“

Das Losungswort wußten nur die Befehlshaber, unter denen sich auch Graf von Moret und der Herzog von Montmorency befanden.

Der Cardinal ließ die Schildwachen rufen.

Eine derselben erklärte, einen jungen Menschen passiren gesehen zu haben, der durch das nach Frankreich führende Thor hinausgeritten war und das Losungswort gegeben hatte.

Daß er durch das entgegengesetzte Thor hinausgeritten, brachte den Cardinal auf keine falsche Spur. Er hatte ja die

Stadt umreiten und die nach Turin führende Straße gewinnen können.

Das mußte man jetzt beim Tageslichte sehen können.

In der That fand man die Spuren von Pferdehufen, welche, vom französischen Thor ausgehend, um die Wälle der Stadt herumführten und dann auf der italienischen Straße weiter gingen.

Nichts hielt den Cardinal mehr in Susa zurück. Tags vorher hatte er Victor Amadeus den Krieg erklärt, und schon um zehn Uhr Morgens wirbelten die Trommeln und schmetterten die Trompeten zum Abmarsche des französischen Heeres.

Der Cardinal ließ die vier Armeecorps an sich vorbeidefiliren, welche durch Herrn von Schomberg, Herrn de la Force, Herrn von Créqui und den Herzog von Montmorency commandirt wurden.

Unter den Officieren, welche in der Nähe des Cardinals hielten, befand sich auch Latil.

Herr von Montmorency war wie immer von einem großen Gefolge von Edelleuten und Pagen umgeben, unter welchen letzteren sich Galaor befand, der einen Filzhut mit rothen Federn auf dem Kopfe trug und einen Rappen ritt.

Als der Cardinal den jungen Menschen vorbeireiten sah, berührte er die Schulter Latil's.

„Es ist möglich," sagte dieser, „aber ich könnte es nicht behaupten."

Richelieu runzelte die Stirn, sein Auge schleuderte einen Blitz auf den Herzog und sein Pferd in Galopp setzend, gewann er die Spitze der Colonne; nur die Plänkler, welche man damals „die verlorenen Kinder" nannte, ließ er sich vorangehen.

Der Cardinal trug sein gewöhnliches Kriegskleid, unter dem Stahlkürasse ein Gewand aus fahlem Sammt, mit Goldstickereien besäet, auf seinem Kopfe einen breitrandrigen Filzhut mit einer schwarzen Feder. Da man aber auf dem Marsch

in jedem Augenblicke auf den Feind stoßen konnte, so trugen zwei Pagen, die vor ihm ritten, seinen Helm und seine Streithandschuhe, zwei andere führten in ihrer Mitte ein werthvolles Schlachtroß. Cavois und Latil, d. h. der Capitän und der Lieutenant seiner Garde, ritten hinter ihm.

Nach einer Stunde kam man zu einem kleinen Flusse, welchen der Cardinal Tags vorher hatte untersuchen lassen; er war also der Erste, der ohne die geringste Besorgniß sein Pferd in das Wasser lenkte, und der Erste, der ohne weiteren Unfall das andere Ufer erreichte.

Während die Armee durch das Wasser ging, strömte ein Platzregen herab; ohne sich jedoch deshalb zu beunruhigen, ließ der Cardinal den Marsch fortsetzen; es wäre auch sehr schwer gewesen, die ganze Armee in den vereinzelten Hütten an dem Wege unter Dach zu bringen. Aber die Soldaten, welche nicht viel über Unmöglichkeiten nachzudenken pflegen, fingen an zu murren und den Cardinal zu allen Teufeln zu wünschen. Die Klagen wurden so laut ausgestoßen, daß dem Cardinal kein Wort derselben entging.

„He, Latil," rief er, sich nach diesem umwendend, „hörst Du es wohl?"

„Was, Monseigneur?"

„Alles, was diese Tölpel hinter uns von mir sagen."

„Monseigneur," erwiederte Latil, „es ist die Gewohnheit des Soldaten, seinen Anführer zum Teufel zu wünschen, sobald es ihm schlecht geht, aber der Teufel hat über einen Cardinal keine Macht."

„Wenn ich meinen rothen Rock anhabe, vielleicht nicht, wohl aber wenn ich die Uniform des Königs trage, wie ein anderer Soldat. — Reite durch die Reihen und sage den Leuten, sie mögen vernünftig sein."

Latil that, wie ihm befohlen, und nahm dann wieder seinen Platz neben dem Cardinal ein.

„Nun?" fragte dieser.

„Nun, Monseigneur, sie werden sich in Geduld fassen.“

„Du hast ihnen gesagt, daß ich unzufrieden mit ihnen bin?“

„Ich habe mich wohl gehütet.“

„Was also hast Du ihnen gesagt?“

„Daß Ew. Eminenz ihnen für die Gelassenheit erkenntlich sei, mit der sie die Strapazen des Marsches ertragen, und daß, wenn man nach Rivoli käme, sie eine doppelte Portion Wein erhalten sollten.“

Der Cardinal biß sich in die Lippe.

„Vielleicht hast Du gut daran gethan, so zu reden,“ sagte er dann.

In der That hatte sich das Murren gelegt; freilich war auch das Wetter besser geworden, und in einem durch die Wolken brechenden Sonnenstrahle sah man die weißen Mauern des Schlosses Rivoli und des dasselbe umgebenden Dorfes glänzen.

Man marschirte in einem Zuge bis Rivoli, wo man um drei Uhr ankam.

„Beauftraget mich, Monseigneur, mit der Vertheilung des Weines,“ sagte Latil.

„Da Du den Leuten eine doppelte Portion versprochen hast, muß man sie ihnen geben; es soll aber sofort der Sold ausgezahlt werden.“

„Ja, aber zum Auszahlen —“

„Braucht man Geld, willst Du sagen.“

Der Cardinal hielt sein Pferd an, zog ein Papier aus der Tasche und schrieb auf dem Sattel:

„Der Schatzmeister wird Herrn Latil die Summe von 1000 Livres auszahlen, von welcher mir dieser Rechnung zu legen hat.“

Und er unterzeichnete.

Latil ritt voraus.

Als die Armee drei Viertelstunden später in Rivoli ein-

zog, sah sie mit einer Befriedigung, welche Anfangs still blieb, bald aber sich in lautem Beifall- und Freudengeschrei äußerte, auf dem Marktplatze des Dorfes von zehn zu zehn Schritt ein mächtiges Weinfaß liegen, und eine Unzahl von Bechern rings um jedes Faß aufgestapelt.

Das durch das Regenwetter hervorgebrachte Murren verwandelte sich durch den Wein in Jubel und der Ruf: „Es lebe der Cardinal!" ertönte in allen Reihen.

Während dem kam Latil auf den Cardinal zu.

„Nun, Monseigneur?" sagte er mit triumphirender Miene.

„Latil, ich fange an zu glauben, daß Du die Soldaten besser kennst, als ich."

„Pardieu! Jeder nach seinem Stande; die kenne die Soldaten besser, da ich stets nur unter Soldaten gelebt habe; Ew. Eminenz kennen die Höflinge besser, weil Ihr stets mit diesen umgegangen seid."

„Latil," sagte der Cardinal, indem er seine Hand auf die Schulter des Abenteurers legte, „wenn Du so viel mit Höflingen umgegangen wärest, wie mit Soldaten, hättest Du gelernt, daß man die Leute vom Hofe desto weniger kennt, je mehr man mit ihnen umgeht."

Als man beim Schlosse Rivoli angelangt war, versammelte der Cardinal die Anführer um sich und sagte zu ihnen:

„Ich glaube, meine Herren, das Schloß ist so groß, daß Jeder von Euch in demselben seinen Platz findet; übrigens werden der Herzog von Montmorency und der Graf von Moret, welche bereits während der Anwesenheit des Herzogs von Savoyen hier einige Tage zugebracht haben, näheren Bescheid wissen, und daher so gütig sein, die Quartiermeister zu machen."

Dann fügte er hinzu:

„In einer Stunde ist Kriegsrath bei mir; richtet es so ein, daß Ihr im Stande seid, Euch pünktlich einzufinden; es handelt sich um eine wichtige Entschließung."

Die Marschälle und Oberofficiere, welche, bis auf die Haut durchnäßt, ein großes Bedürfniß fühlten, sich zu erwärmen und zu trocknen, empfahlen sich eilig dem Cardinal, mit dem Versprechen, pünktlich beim Kriegsrathe zu erscheinen.

Eine Stunde später saßen die sieben zum Kriegsrathe berufenen Anführer in dem Cabinet, welches gestern vom Herzoge von Savoyen verlassen worden war, und das der Cardinal zu seinem Arbeitszimmer gewählt hatte.

Diese sieben Anführer waren:

Der Herzog von Montmorency, die Marschälle Schomberg, Créqui, de la Force, der Marquis Toyras, der Graf von Moret und Herr von Auriac.

Der Cardinal erhob sich und hielt folgenden Vortrag:

„Meine Herren! Wir haben einen offenen Weg nach Piemont. Dieser Weg ist der Paß von Susa. Aber wenn man es mit einem so treulosen Gegner zu thun hat, wie Carl Emanuel ist, genügt ein solcher Weg nicht; wir müssen deren zwei haben. Höret nun meinen Feldzugsplan. Bevor wir weiter in Italien vordringen, möchte ich mir eine Communication der Dauphinée mit Piemont eröffnen, und das kann nur durch die Einnahme der Festung Pignerol geschehen. Ihr wißt, meine Herren, daß der schwache Heinrich III. auf diesen Platz zu Gunsten des Herzogs von Savoyen verzichtete. Gonzalez, Herzog von Nevers, der Vater eben des Herzogs Carl von Mantua, für dessen Sache wir über die Alpen zogen, war damals Gouverneur von Pignerol und commandirender General der Heere Frankreichs in Italien; er bot vergebens seinen Geist und seine Beredsamkeit auf, um Heinrich III. von einem Entschlusse abzubringen, der für seine Krone so nachtheilig war. Sollte man nicht beinahe glauben, daß der kluge und tapfere Herzog es voraussah, sein Sohn würde, Herzog von Mantua geworden, Gefahr laufen, seiner Staaten beraubt zu werden, weil es den französischen Truppen an einem Pfade mangelte, in das Land einzudringen? — Da Gonzalez sah, daß der König auf seinem Ent-

schlusse beharrte, verlangte er, seines Gouvernements über Pignerol vor dessen Abtretung enthoben zu werden, denn er wollte nicht, daß die Nachwelt den Verdacht haben könnte, er hätte in eine Sache, die für den Staat so nachtheilig war, gewilligt, oder gar daran Theil genommen.

„Diese Festung sollt Ihr, meine Herren, jetzt für Frankreich zurückerobern; nur ist die Frage, ob dies durch Gewalt oder durch List geschehen soll. Wollten wir es mit der Gewalt versuchen, so müßten wir viel Zeit und viele Leute opfern, weshalb ich in diesem Falle die List vorziehe. Philipp von Macedonien sagte, es gäbe keinen Platz, der so befestigt und verschanzt wäre, daß nicht ein mit Gold beladenes Maulthier hineinkommen könnte. Nun wohl, ich habe das Maulthier und das Gold; es fehlt nur der Mann, der Beides nach Pignerol bringt. — Helfet mir, meine Herren; eine Million ist mir nicht zu viel, wenn ich die Schlüssel dieser Festung durch dieselbe erlangen kann!"

Wie gewöhnlich erhielt jeder der Anwesenden nach seinem Range das Wort zur Erwiderung. Alle verlangten 24 Stunden Bedenkzeit. An den jüngsten kam zuletzt das Wort, nämlich an den Grafen von Moret. Zum Erstaunen Aller gab er folgende Antwort: „Ew. Eminenz wollen das Maulthier und Gold in drei Tagen bereit halten; ich verpflichte mich, Beides nach Pignerol hinein zu bringen."

XXII.

Der Bruder.

Es mochte etwa acht Uhr Abends am darauffolgenden Tage sein, als an dem Thore der Festung Pignerol ein junger Mann von 24 bis 25 Jahren in der Kleidung der Bergbewohner von Aosta erschien, und in dem piemontesischen Gebirgsdialect sagte, er hieße Gaetano.

Er gab sich für den Bruder der Kammerfrau der Gräfin

Urbano aus, in deren Hause er während seines Aufenthaltes in Piemont mit dem Herzoge von Montmorency Gastfreundschaft genossen hatte, welche er dadurch vergalt, daß er allen weiblichen Wesen des Hauses, also auch der Kammerfrau, die Cour machte.

Er fragte daher nach der Signora Jacintha.

Die Signora Jacintha, welche durch einen Soldaten der Garnison benachrichtigt wurde, stieß einen leisen Schrei der Ueberraschung aus, den man allenfalls für einen Freudenschrei halten konnte; aber als ob sie, um der Stimme des Blutes, die sie durch den Mund ihres Bruders an das Thor der Festung rief, zu gehorchen, der Erlaubniß ihrer Gebieterin bedürfte, stürzte sie zuerst nach dem Zimmer der Gräfin. Sie verließ dasselbe nach fünf Minuten durch eben die Thür, durch welche sie eingetreten war; die Gräfin aber eilte durch eine entgegengesetzte Thür eine kleine Treppe hinab, welche zu einem reizenden Gärtchen führte, das sie sich zu ihrem alleinigen Gebrauche vorbehalten hatte, und auf welches die Fenster von Jacintha's Stube hinausgingen.

Als sie den Garten erreicht hatte, vertiefte sie sich in den entferntesten Theil desselben, das heißt in eine Ecke, die mit Citronen-, Orangen- und Granatenbäumen dicht bepflanzt war.

Während dessen schritt Jacintha über den Hof, mit dem freudigen Ausdrucke einer Schwester, die einen geliebten Bruder nach längerer Trennung wieder sieht. Dabei rief sie mit gerührter Stimme:

„Gaetano! Mein theurer Gaetano!"

Der Graf Urbano, der eben auf den Festungsmauern die Wachen revidirte, war Zeuge der rührenden Scene, welche die Kammerfrau seiner Gemalin mit ihrem angeblichen Bruder aufführte.

Jacintha machte dem Herrn Grafen einen Knix und bat ihn um die Erlaubniß, ihren Bruder einige Tage bei sich

beherbergen zu dürfen, weil derselbe ihr, wie es schiene, Familienangelegenheiten von großer Wichtigkeit mitzutheilen habe.

Der Graf ließ Gaetano zu sich kommen, unterhielt sich eine Weile mit ihm und gab ihm die Erlaubniß, eine Zeit lang in der Festung zu verweilen.

Dieser Aufenthalt sollte jedoch nicht lange dauern, da Gaetano sagte, er habe nur zwei Tage Zeit, um sie bei seiner Schwester zuzubringen.

Der Graf, der nicht länger mit dem Burschen plaudern mochte, da er fürchtete, sich dadurch in den Augen seiner Soldaten herabzusetzen, verabschiedete ihn mit einer gnädigen Handbewegung und ging in das Haus.

Gaetano hatte leicht bemerken können, daß der Graf übler Laune sei und da ihn dies mehr zu interessiren schien, als man es von einem Bauer hätte vermuthen können, für den es keinen Grund gab, sich um die Angelegenheiten der großen Herren zu kümmern, erzählte Jacintha ihm die doppelte Ursache, die der Graf hatte, sich über den Herzog zu beschweren. Zunächst war dies, daß der Herzog der Gemalin in Gegenwart des Gemales eben so eifrig als unverschämt den Hof gemacht hatte; — dann der unerwartete Befehl, den der Graf drei Tage zuvor empfangen hatte, sich in die Citadelle einzuschließen und dieselbe zu vertheidigen, bis kein Stein mehr auf dem andern bliebe! — Der Graf Urbano hatte sich überdies nicht gescheut, in Gegenwart seiner Frau und Jacintha's zu äußern, wenn er Gelegenheit fände, mit denselben Vortheilen, wie in Piemont, in den Dienst Spaniens, Oesterreichs oder Frankreichs zu treten, so würde er sich keinen Augenblick besinnen, es zu thun.

Gaetano schien über diese Mittheilung so erfreut zu sein, daß er in dem dunklen Gange, in welchem er dieselbe erfuhr, von einer gesteigerten Zärtlichkeit für seine Schwester ergriffen wurde, so daß er Jacintha in seine Arme schloß und ihr einen herzhaften Kuß auf jede Wange drückte.

Das Zimmer Jacintha's lag an dem Corridor; sie ließ ihren angeblichen Bruder eintreten und verschloß die Thür.

Gaetano stieß, sobald er im Zimmer war, einen Freudenruf aus.

„Da bin ich endlich!" frohlockte er. „Was macht Deine schöne Gebieterin?"

„Ich glaubte, daß Ihr meinetwegen hieher gekommen wäret!" lachte das junge Mädchen.

„Deinet- und ihretwegen, aber vor Allem ihretwegen; ich habe politische Geschäfte mit Deiner Gebieterin in Ordnung zu bringen und Du weißt, Geschäfte gehen Allem vor."

„Und wo werdet Ihr diese wichtigen Geschäfte abmachen?"

„In Deinem Zimmer, wenn Du nichts dagegen hast."

„Vor mir?"

„O nein; so viel Vertrauen wir auch in Dich setzen, sind unsere Geschäfte dennoch zu wichtig, um einen Zeugen zu dulden."

„Und was soll ich dann thun?"

„Du wirst bei dem Bette Deiner Gebieterin sitzen, dessen Vorhänge zugezogen sein müssen, weil sie sehr leidend ist, und wirst Acht geben, daß ihr Gemal ihr Zimmer nicht betritt."

„Ach, Herr Graf," sagte Jacintha mit einem Seufzer, „ich wußte nicht, daß Ihr ein so großer Diplomat seid."

„Du irrtest Dich, wie Du siehst; da aber für einen Diplomaten die Zeit das Kostbarste ist, so sage mir schnell, wo Deine Gebieterin sich befindet."

Jacintha stieß einen zweiten Seufzer aus, öffnete das Fenster und sagte das einzige Wort:

„Suchet!"

Der Graf erinnerte sich jetzt daran, daß Mathilde ihm zwanzigmal von diesem einsamen Garten erzählt hatte, in welchem sie so oft ungestört von ihm träumte. Er erinnerte sich eben so, von dem Granaten, Orangen-, und Citronengebüsch gehört zu haben, das am hellen Tage so dunkel war,

um so mehr also am Abend. Kaum hatte er daher das Fenster geöffnet, als er auch schon auf die Brüstung desselben und von der Brüstung hinab in den Garten sprang. Während Jacintha dann eine Thräne trocknete, die sie vergebens zurückzuhalten versucht hatte, eilte der Graf von Moret dem dichtesten Theile des Gebüsches zu, indem er rief:

„Mathilde! Mathilde! Mathilde!"

Gleich das erste Mal, als ihr Name gerufen wurde, hatte Mathilde die Stimme erkannt, welche ihn rief und in der Richtung fortstürzend, aus welcher die Stimme ertönte, rief sie ihrerseits:

„Antonio!"

Dann erblickten sich die beiden Liebenden, sanken einander in die Arme und hielten sich innig umschlungen, gestützt an den Stamm eines Orangenbaumes, der sie mit seinen duftenden Blüthen überschüttete.

So blieben sie einen Augenblick stehen, und wenn sie nicht stumm waren, so sprachen sie zu einander doch nur in einzelnen, unzusammenhängenden Lauten, wie sie dem Munde Liebender entströmen, und antworteten sich so, indem sie sich ohne ein einziges Wort eine unendliche Menge von Dingen sagten.

Endlich schienen Beide aus dem reizenden Lande der Träume zurückzukehren und flüsterten von Zeit zu Zeit:

„Bist Du es denn wirklich?"

Und Beide antworteten zugleich in einem einzigen Kusse:

„Ja, ich bin es!"

Die Gräfin gewann zuerst ihre volle Besinnung wieder und rief erschrocken:

„Aber mein Mann?"

„Alles ist vollkommen so gelungen, wie wir es hofften," entgegnete der Graf. „Er hat mich für den Bruder Jacintha's gehalten und mir erlaubt, in dem Schlosse zu bleiben."

Darauf setzten sich Beide neben einander, die Hände verschlungen haltend. Die Stunde der Erklärungen war gekommen.

Die Erklärungen aber sind lang zwischen Liebenden; sie wurden von dem Garten bis in die Stube Jacintha's fortgesetzt und die Zofe brachte, wie es verabredet worden war, die Nacht auf einem Sessel vor dem Bette ihrer Gebieterin zu.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Morgen um acht Uhr klopfte es leise an die Thür des Festungscommandanten; er war bereits wach und angekleidet, da er um sechs Uhr eines Couriers wegen geweckt wurde, welcher die Nachricht brachte, die Franzosen seien in Rivoli und verriethen die Absicht, Pignerol zu belagern.

Er war sehr besorgt, das ließ sich schon aus dem barschen Tone entnehmen, mit dem er „Herein!" rief.

Die Thür that sich auf und zu seinem großen Erstaunen sah er seine Gattin auf der Schwelle.

„Ihr seid es, Mathilde? Wißt Ihr schon die Neuigkeit und verdanke ich ihr das Vergnügen dieses unerwarteten Morgenbesuches?"

„Welche Neuigkeit?"

„Daß wir wahrscheinlich belagert werden."

„Ja, und ich wollte darüber mit Euch sprechen."

„Aber durch wen erfuhret Ihr die Sache?"

„Ich werde es sogleich sagen; ich konnte die ganze Nacht darüber nicht schlafen."

„Man sieht es an Eurer Gesichtsfarbe; Ihr sehet blaß und angegriffen aus."

„Ich erwartete mit Ungeduld den Morgen, um Euch aufzusuchen."

„Konntet Ihr mich nicht wecken lassen? Die Neuigkeit war doch wichtig genug."

„Diese Neuigkeit erweckte so viele Erinnerungen und

Zweifel in mir, daß ich wollte, Ihr möchtet sie früher erfahren und darüber nachdenken, ehe ich mit Euch davon sprach."

„Ich verstehe Euch nicht, Madame, und habe Euch auch noch nie über Staatsgeschäfte und Krieg reden hören."

„Man verachtet unseren schwachen Verstand zu sehr, um uns in solchen Dingen um Rath zu fragen."

„Und Ihr behauptet, man habe Unrecht?" fragte lächelnd der Graf.

„Ohne Zweifel; denn gewiß könnten wir zuweilen gute Rathschläge geben."

„Und wenn ich Euch nun in der Lage, in welcher wir uns jetzt befinden, um Rath fragen würde, was wäre Eure Ansicht?"

„Vor Allem würde ich daran erinnern, wie undankbar der Herzog von Savoyen sich gegen Euch gezeigt hat."

„Das wäre überflüssig, Madame; diese Undankbarkeit wird mir immer erinnerlich bleiben."

„Ich würde Euch sagen: Gedenket der Feste in Turin, bei denen mir eben der Fürst, welcher den Gedanken zu unserer Verbindung anregte, Zumuthungen machte, welche eben so beleidigend für Eure Ehre waren, wie für die meinige."

„Ich erinnere mich nur zu gut an diese Zumuthungen, Madame."

„Ich würde Euch sagen, vergesset nicht die harte und rohe Weise, auf welche er Euch den Befehl ertheilte, Rivoli zu verlassen und die Franzosen in Pignerol zu erwarten."

„Ich habe nichts vergessen und erwarte den Augenblick, in welchem ich von meinem guten Gedächtnisse Beweise geben kan."

„Wohlan, mein Herr, dieser Augenblick ist gekommen, und Ihr seid in einer jener entscheidenden Lagen, in welchen der Mensch Herr seines Schicksals ist, und zwischen einer Zu-

kunft der Sclaverei und einer Zukunft der Freiheit und des Genusses eines ungeheueren Reichthums die freie Wahl hat."

Der Graf blickte seine Gattin mit erstaunter Miene an.

„Ich gestehe Euch, Madame," sagte er, „daß ich vergebens zu errathen suche, wohin Ihr zielt."

„Ich will daher auch ohne Umschweife zu der Sache kommen."

Das Staunen des Grafen verdoppelte sich.

„Der Bruder Jacintha's ist im Dienste des Grafen von Moret."

„Des natürlichen Sohnes Heinrichs IV.?"

„Ja, mein Herr!"

„Nun, Madame?"

„Nun, vorgestern äußerte der Cardinal Richelieu in Gegenwart des Grafen von Moret, daß er eine Million Demjenigen gäbe, der ihm die Schlüssel von Pignerol überliefern würde."

Die Augen des Grafen schossen einen Blitz der Habgier.

„Eine Million?" rief er. „Bei Gott, ich möchte sie sehen."

„Ihr werdet sie sehen, sobald Ihr es wollet, mein Herr!"

Der Graf schloß krampfhaft seine Fäuste.

„Eine Million, das würde sich der Mühe lohnen, aber woher wisset Ihr, Madame, daß diese Summe zu verdienen ist?"

„Ganz einfach; der Graf von Moret hat seinen Diener Gaetano mit dem Auftrage hergeschickt, das Terrain zu sondiren."

„Und deshalb kam dieser Gaetano her, um seine Schwester zu besuchen?"

„So ist es; Jacintha bat mich, ihn zu empfangen; so wurde der Vorschlag mir gemacht, und nur ich allein bin compromittirt, wenn die Sache scheitert."

„Und warum sollte sie scheitern?"

„Wenn Ihr zum Beispiel den Vorschlag zurückwieset?"

„Und welches sind die Bürgschaften, die man uns bietet?"

„Das Gold."

„Und welche Bürgschaften soll ich bieten?"

„Eine Geißel."

„Wer soll diese Geißel sein?"

„Ich; es ist doch natürlich, daß Ihr in einem Augenblick der Belagerung Eure Gattin aus der zu belagernden Festung entfernet, die Ihr bis auf das Aeußerste zu vertheidigen entschlossen seid. Ich schickt mich daher zu meiner Mutter nach Selemo, und dort warte ich, bis Ihr mir sagen lasset, in welcher Stadt Frankreichs ich zu Euch kommen soll; — denn ich erwarte, daß Ihr Euch nach irgend einer Stadt Frankreichs zurückziehen werdet."

„Und die Million wird bezahlt werden?"

„In Gold."

„Wann?"

„Sobald Ihr die unterzeichnete Capitulation und die Erlaubniß zu meiner Abreise Gaetano übergeben haben werdet."

„Gaetano soll am Abende mit der Million kommen, und haltet Ihr Euch bereit, mit ihm abzureisen."

Am Abend zog der Graf von Moret, noch immer unter dem Namen Gaetano, mit einem Maulthiere, welches eine Million Gold trug, in die Festung ein, und verließ dieselbe kurz darauf mit der Gräfin.

Diese überbrachte dem Cardinal die Capitulation, welche von dem zweiten Tage darauf datirt war, um dem Cardinal Zeit zu lassen, die Anstalten zur Belagerung der Festung zu treffen.

Die Garnison zog mit allen Kriegsehren frei ab.

XXIII.

Der Adler und der Fuchs.

Zwei Tage darauf zog der Cardinal in die Festung Pignerol in eben dem Augenblick ein, in welchem Carl Emanuel Turin verließ, um derselben Beistand zu bringen.

Als er aber drei Stunden von Turin entfernt war, meldete ihm seine Avantgarde, daß ein Corps von ungefähr achthundert Mann unter der Fahne Savoyens entgegenkäme.

Er schickte einen seiner Offiziere voraus, um zu recognosciren, was das für ein Corps wäre; zu seinem großen Erstaunen lautete der Rapport, es sei die Garnison von Pignerol, welche nach Turin zurückkehrte, da die Festung übergeben wäre.

Diese Meldung machte auf Carl Emanuel einen fürchterlichen Eindruck. Er hielt einen Augenblick an, wurde leichenblaß, fuhr sich dann mit der Hand über die Stirne und rief den Commandanten seiner Reiterei heran.

„Greift die Canaillen an!“ gebot er auf die armen Teufel deutend, welche unschuldig waren; denn nicht die Garnison hatte sich ergeben, sondern der Commandant. „Und wenn es möglich ist, so haut sie bis auf den letzten Mann nieder!“

Der Befehl wurde buchstäblich erfüllt und drei Viertel der Unglücklichen fanden in dem Gemetzel den Tod.

Die Uebergabe der Festung Pignerol, deren Ursachen für den Herzog ein Geheimniß blieben, zeigte ihm seine Lage aus ihrem wahren Gesichtspunkte. Er erkannte, daß sie verhängnißvoll sei. Alle List, alle Intriguen einer Regierung von beinahe vierzig Jahren — und diese ganze Regierung war von List und Intriguen erfüllt gewesen — hatte also nur dazu gedient, einen furchtbaren Feind in das Herz seiner

Staaten zu führen. Sein einziges Hilfsmittel war jetzt, sich den Spaniern und den Oesterreichern in die Arme zu werfen und Spinola, einen Genueser also einen Feind, um Hilfe anzuflehen, oder Wallenstein, einen Böhmen, das heißt einen Fremden.

Er mußte sich unter der eisernen Hand der Nothwendigkeit beugen. Der Herzog berief Spinola, den commandirenden General der Spanier und Colalto, den Führer der in Italien eingedrungenen Deutschen, ihm gegen die Franzosen Beistand zu leisten. Aber Spinola, ein großer Kriegsheld, der, so lange er das Mailändische besetzt hielt, Carl Emanuel nicht aus dem Auge verloren hatte, fühlte nicht die geringste Sympathie für diesen kleinen intriguirenden und ehrgeizigen Fürsten, der ihn schon so oft durch den Wechsel seiner Politik dahin gebracht hatte, den Degen ziehen und wieder in die Scheide stecken zu müssen.

Was Colalto betraf, so hatte derselbe nur einen Zweck vor Augen gehabt, indem er nach Italien kam: seine Armee und sich selbst zu ernähren und zu bereichern und als Krönung des Feldzuges, den er als echter Condottieri für seine eigene Rechnung führte, Mailand zu nehmen und zu plündern. Männer solcher Art lassen sich, wie man einsehen wird, nicht leicht durch die Klagen eines Herzogs von Savoyen rühren.

Spinola erklärte daher, er dürfte seine Armee durchaus nicht schwächen, sondern müßte sie in ihrer vollen Stärke beisammenhalten, um seine Absichten auf Montferrat auszuführen.

Bei Colalto war es etwas Anderes; wie wir sagten, konnte er aus Deutschland so viele Mannschaft ziehen, als er wollte. Wallenstein, der wieder an die Spitze seiner Banden getreten war, commandirte mehr als hunderttausend Mann oder wurde vielmehr von ihnen commandirt. Er erschreckte Ferdinand II. durch seine Macht und wurde zuweilen selbst dadurch erschreckt; nichts war ihm daher erwünschter, als

Theile seiner Truppen an alle Fürsten zu überlassen, die geneigt wären, sie ihm abzukaufen. Es war daher ganz einfach eine Geldfrage, die es zwischen Carl Emanuel und Colalto zu verhandeln galt, und diese Verhandlungen endeten nach manchen Hin- und Herreden mit einem tüchtigen Aderlaß, welcher der Casse des Herzogs von Savoyen beigebracht wurde und wofür derselbe zehntausend Mann erhalten sollte.

Uebrigens war zu dem Abschlusse dieses fürchterlichen Handels der ganze Haß Carl Emanuels gegen Frankreich erforderlich; denn er führte dadurch in sein Land einen Feind, der viel mehr zu fürchten war, als der, welchen er dadurch vertreiben wollte. In dem französischen Lager herrschte die strengste Disciplin. Die Soldaten verlangten nichts Anderes, als mit dem Gelde in der Hand, die Deutschen dagegen streckten die Hand nur aus, um zu plündern.

Der Herzog von Savoyen erkannte daher bald, daß Beste was er zu thun hätte, würde sein, noch einen letzten Versuch zu machen, um zu sehen, was sich von Richelieu erwarten ließe.

Zwei Tage nach der Einnahme von Pignerol saß der Cardinal arbeitend in eben dem Cabinet des Grafen Urbino von Espalomba, an dessen Thür wir die Gräfin so früh am Morgen nach der Ankunft Gaetano's klopfen sahen; da meldete man ihm die Ankunft eines jungen Offiziers, der von dem Cardinal Barberini geschickt worden sei, dem Neffen des Papstes und dessen Legaten an dem Hofe Carl Emanuels.

Der Cardinal errieth sogleich, um was es sich handeln würde, und da es Stephan Latil war, welcher ihm die Meldung machte, er aber nicht nur in den Muth, sondern auch in den Scharfsinn seines Gardelieutenants großes Vertrauen setzte, sagte er zu demselben:

„Tritt näher!“

„Hier bin ich, Euer Eminenz,“ entgegnete Latil, indem er die Hand an den Hut legte.



„Kennst Du den Abgeordneten des Cardinal Barberini?"

„Ich habe ihn nie gesehen, Monseigneur."

„Und sein Name?"

„Mir durchaus unbekannt."

„Dir wohl, aber mir vielleicht nicht."

Latil schüttelte den Kopf.

„Es gibt wenig bekannte Namen, die ich nicht auch kenne," sagte er.

„Und wie heißt er?"

„Mazarino Mazarini, Monseigneur."

„Mazarino Mazarini! — Du hast Recht, Stephan, den Namen kenne ich nicht! Der Teufel! Ich liebe es nicht, zu spielen, wenn ich nicht ein wenig in die Karten meines Gegenspielers sehen kann. — Ist er jung?"

„Kaum sechs- bis achtundzwanzig Jahre."

„Hübsch oder häßlich?"

„Hübsch."

„Glück bei den Weibern oder den Prälaten! Aus welchem Theile von Italien?"

„Nach seinem Accent glaube ich, daß er aus dem Königreich Neapel ist."

„Verschlagenheit und List! Elegant oder nachlässig in seiner Kleidung?"

„Kokett."

„Halten wir uns gut, Latil! Achtundzwanzig Jahre, hübsch, kokett, gesendet durch den Cardinal Barberini, den Neffen Urbans VIII. Das muß entweder ein Einfaltspinsel sein, was ich auf den ersten Blick sehen werde, oder ein sehr gewandter Mensch, was schon schwieriger zu erkennen wäre. Laß ihn eintreten. Jedenfalls werde ich, Dank sei Dir, durch ihn nicht überrascht werden."

Fünf Minuten darauf wurde die Thür wieder geöffnet und Latil meldete:

„Der Capitän Mazarino Mazarini."

Der Cardinal richtete die Augen auf den jungen Offizier. Er war ganz so, wie Latil ihn geschildert hatte.

Der junge Offizier, den wir Mazarin nennen wollen, weil er 1639, als er in Frankreich nationalisirt wurde, die beiden letzten Buchstaben seines Namens weg ließ, und weil die Geschichte ihn unter dem Namen Mazarin als einen der größten Schelme eingetragen hat, welche jemals die Geschicke eines Reiches lenkten, — der junge Offizier, sagen wir, grüßte seinerseits mit großer Ehrerbietung den Cardinal, und grüßte denselben dabei so vollständig, wie ein Mann von Geist dies mit einem einzigen durchdringenden Blick zu thun vermag.

Indem wir Sully und Richelieu einander gegenüberstellten, haben wir früher die Vergangenheit und die Gegenwart gezeigt. Der Zufall macht, daß wir, Richelieu und Mazarin einander gegenüberstellend, jetzt die Gegenwart und die Zukunft zeigen können.

Wir durften indeß diesmal unserem Capitel nicht wieder die Ueberschrift geben: „Die beiden Adler," sondern wir müssen für dasselbe den Titel wählen: „Der Adler und der Fuchs."

Der Fuchs trat also mit seinem scharfen, und listigen Blicke ein.

Der Adler empfing ihn mit seinem scharfen, durchdringenden Blicke.

„Monseigneur," sagte Mazarin mit geschickt erheuchelter großer Befangenheit, „verzeihet die Aufregung, in der ich mich so natürlich befinde, indem ich, der einfache, unbedeutende Capitän der päpstlichen Truppen, der noch so junge Mann, mich dem ersten politischen Genie des Jahrhunderts gegenüber erblicke."

„In der That," entgegnete der Cardinal, „scheint Ihr kaum sechsundzwanzig Jahre alt zu sein."

„Ich bin dreißig, Monseigneur."

Der Cardinal lachte.

„Mein Herr," sagte er, „als ich mich nach Rom be-

gab, um die bischöfliche Weihe zu empfangen, fragte Papst Paul V. mich nach meinem Alter. Wie soeben Ihr machte ich mich älter, indem ich mich für fünfundzwanzig Jahre ausgab, während ich in der That nur dreiundzwanzig zählte. Er gab mir die Weihe als Bischof; nachdem ich sie empfangen, warf ich mich ihm zu Füßen und bat um Absolution für meine Lüge. Wünschet Ihr etwa auch eine Absolution zu empfangen?"

„Ich werde Euch darum bitten, Monseigneur," entgegnete Mazarin ebenfalls lachend, „sobald ich Bischof zu werden wünsche."

„Sollte das Eure Absicht sein?"

„Allerdings; wenn ich die Hoffnung hegen dürfte, eines Tages Cardinal zu werden, wie Monseigneur."

„Bei den Protectionen, die Ihr besitzet, wird Euch das leicht werden."

„Wer sagte Eurer Eminenz, daß ich Protectionen besitze?"

„Die Sendung, mit der Ihr beauftragt seid, denn man berichtete mir, Ihr wolltet mich im Auftrage des Cardinal Antonio Barberini sprechen."

„Meine Protection rührt danach jedenfalls nur von zweiter Hand her, denn ich bin nur ein Schützling von dem Neffen Seiner Heiligkeit selbst."

„Verschafft mir die Protection eines Neffen Seiner Heiligkeit, gleichviel eines welchen, und ich überlasse Euch die Seiner Heiligkeit selbst."

„Ihr wisset gleichwohl, Monseigneur, was Seine Heiligkeit von ihren Neffen denken?"

„Ich glaube, der Papst sagte von ihnen eines Tages, in einem Augenblicke der Aufrichtigkeit, sein erster Neffe, Franz Barberini, den er dem heiligen Collegium zutheilte, sei nur gut dazu, Paternoster zu beten; dessen Bruder Antonio, der Euch zu mir sendet, besäße kein anderes Verdienst, als den Gestank seiner Kutte, und er hätte ihm deshalb auch

den Talar des Cardinals gegeben; der jüngere der Brüder, Antonio, mit dem Beinamen „der Demosthenes“ — welcher stottert — wäre zu weiter nichts fähig, als sich dreimal täglich zu berauschen. Der jüngste von Allen endlich, Thadeus, den er zum Generalissimus der päpstlichen Truppen ernannt hatte, eignete sich besser dazu, eine Spindel, als einen Degen zu tragen.“

„Ach, Monseigneur, ich werde meine Fragen nicht weiter treiben; nachdem Ihr mir gesagt habt, was der Oheim von dem Neffen denkt, möchtet Ihr sonst im Stande sein, mir zu wiederholen, was die Neffen von dem Oheim sagen.“

„Nicht wahr, daß die großen Gunstbezeigungen, die sie von Urban VIII. empfangen, nur die wohlverdiente Belohnung für die Mühe sind, die sie sich gegeben haben, um seine Wahl durchzusetzen? Daß der zukünftige Papst bei dem ersten Scrutinium nicht eine Stimme hatte; daß sie sich dann unter den römischen Pöbel mischten und ihn durch Geld aufhetzten, so daß sie unter den Fenstern der Engelsburg, in welcher die Wahl vor sich ging, laut schrieen: „Mord und Brand, oder Barberini Papst!“ — Bei dem nächsten Scrutinium hatte er fünf Stimmen für sich; das war schon etwas, aber er bedurfte zu seiner Wahl dreizehn. Zwei Cardinäle leiteten die Cabale, welche um keinen Preis von ihm etwas wissen wollte. Binnen drei Tagen verschwanden die beiden Cardinäle; der eine starb, wie man sagte, an einem Schlagflusse; der andere erlag einer Herzerweiterung. Sie wurden durch zwei Anhänger des Candidaten ersetzt; das machte sieben Stimmen. Zwei Cardinäle, die zu der hartnäckigsten Opposition gehörten, starben plötzlich; man sprach von einer Epidemie und Alle sehnten sich danach, das Conclave zu verlassen; Barberini erhielt daher fünfzehn Stimmen statt der dreizehn, deren er bedurfte.“

„Das hieß nicht zu theuer die Größe der Reformen bezahlen, welche Seine Heiligkeit Urban VIII. sofort nach der Thronbesteigung proclamirte.“

„Ja, in der That," entgegnete Richelieu, „verbot er den Barfüßern, die Sandalen und die spitze Capuze der Capuziner zu tragen. Ebenso untersagte er es den alten Carmelitern, sich Carmeliter von der verbesserten Regel zu nennen. Er verlangte, daß die Prämonstratenser Spaniens die frühere Kleidung und den Namen Fratres ablegen sollten, die sie aus Stolz angenommen hatten. Er sprach zwei Fanatiker der Theatiner selig, Andreas Avellino und Gaetano von Tiano; einen unbeschuhten Carmeliter, Felix Cantalice; den Florentiner Carmeliter Corsini; zwei extatische Frauen, Maria Magdalena von Pazzi und Elisabeth, Königin von Portugal, und endlich den höchstseligen heiligen Roch und dessen Hund."

„Ich sehe," sagte Mazarin, „daß Eure Eminenz über Seine Heiligkeit, dessen Neffen und den Hof von Rom gut unterrichtet sind."

„Aber wie kömmt es," entgegnete Richelieu, „daß Ihr selbst, der Ihr ein Mann von Geist zu sein scheint, im Dienste solcher Nullen steht?"

„Man beginnt, wie man kann, Monseigneur," sagte Mazarin mit feinem Lächeln.

„Das ist wahr," meinte Richelieu; „jetzt aber, da wir genug von Jenen gesprochen haben, lasset uns auch von uns selbst sprechen. Was wollet Ihr von mir?"

„Eine Sache von Euch verlangen, die Ihr mir nicht gewähren werdet."

„Weshalb nicht?"

„Weil sie einfältig ist."

„Weshalb habt Ihr sie dann übernommen?"

„Um mich dem Manne gegenüber zu befinden, den ich auf der Welt am meisten verehre."

„Und was ist das für eine Sache?"

Mazarin zuckte die Achseln.

„Ich bin beauftragt, Eurer Eminenz zu sagen, daß der Herzog von Savoyen seit der Einnahme von Pignerol sanft

geworden ist wie ein Lamm, und geschmeidig wie eine Schlange. Er hat daher Seine Eminenz, den Herrn Legaten, gebeten, Euch fragen zu lassen, ob Ihr aus Rücksicht auf die Prinzeß von Piemont, die Schwester des Königs, die Großmuth besitzen würdet, die Festung Pignerol zurückzugeben, was sehr zur Beschleunigung des Friedens beitragen würde."

„Wißt Ihr wohl, mein lieber Capitän, daß Ihr wohl daran thatet, den Anfang mit der Erklärung zu machen, die Ihr aussprachet? Denn sonst würde ich mich gefragt haben, ob Ihr ein Einfaltspinsel wäret, weil Ihr eine solche Botschaft übernahmet, oder ob Ihr mich selbst für einen solchen Einfaltspinsel hieltet. — Nein; auf keinen Fall! Die Entäußerung der Feste Pignerol war eine Schmach für die Regierung Heinrichs III.; die Wiedererwerbung derselben wird ein Ruhm für die Regierung Ludwigs XIII. sein."

„Soll ich Eure Antwort in den Ausdrücken überbringen, die Ihr gebrauchtet?"

„Nicht genau in denselben."

„So theilt sie mir mit, Monseigneur."

„Seine Majestät haben die Einnahme von Pignerol noch nicht erfahren. Ich kann nichts thun, bevor der König mir erklärt hat, ob er den Platz behalten will, oder ob er geneigt ist, seiner Schwester damit ein Geschenk zu machen. Man schreibt mir, daß der König von Paris abgereist ist und daß er nach Italien kömmt; warten wir, bis er Lyon oder Grenoble erreicht hat; dann kann man in eine ernste Unterhandlung treten und eine bestimmte Antwort geben."

„Ihr dürft überzeugt sein, Monseigneur, daß ich Eure Antwort Wort für Wort überbringe. Wenn Ihr es mir gestattet, werde ich ihnen die Hoffnung lassen."

„Was werden sie damit anfangen?"

„Sie, nichts; ich aber vielleicht etwas."

„Denkt Ihr denn in Italien zu bleiben?"

„Nein; aber ehe ich es verlasse, will ich von ihm Alles erlangen, was es mir noch gewähren kann."

„Glaubt Ihr denn, Italien könne Euch nicht eine Zukunft bieten, die Eurem Ehrgeize genügt?“

„Italien ist ein für mehrere Jahrhunderte verurtheiltes Land, Monseigneur; jeder Italiener, der einem Landsmanne begegnet, muß ihm zurufen: „Memento mori!“ Das letzte Jahrhundert, Monseigneur, war ein Jahrhundert des Zusammensturzes, das wißt Ihr selbst besser, als ich es Euch sagen kann; es hat Alles zertrümmert, was von den Zeiten des Feudalismus uns noch übriggeblieben war. Die beiden großen Einheiten des Mittelalters, das Kaiserreich und die Kirche, haben sich von einander getrennt. Der Papst und der Kaiser waren die beiden Hälften Gottes; seit Rudolph von Habsburg ist das Kaiserreich eine Dynastie geworden; seit Luther ist der Papst nur noch der Repräsentant einer Secte.“

Mazarin schien sich unterbrechen zu wollen.

„Fahret fort! Fahret fort!“ sagte Richelieu. „Ich höre Euch aufmerksam an.“

„Ihr hört mich mit Aufmerksamkeit an, Monseigneur? Bis zu dem heutigen Tage zweifelte ich an mir selbst. Ihr hört mich an; ich zweifle nicht mehr. Es gibt noch Italiener, aber es gibt kein Italien mehr. Spanien besitzt Neapel, Mailand, Florenz und Palermo, vier Hauptstädte; Frankreich hält Savoyen und Mantua besetzt; Venedig verliert täglich mehr von seinem Einflusse; Genua lebt von einem Tage zu dem andern; ein Stirnrunzeln Philipps IV. oder Ferdinands II. macht den Nachfolger Gregors VII. erzittern. Die Autorität hat überall den Sieg über die Freiheit errungen, nur fehlt es der Autorität an Kraft; der Adel hat das Volk vernichtet, aber er ist zu der Classe der Höflinge herabgesunken. Die monarchische Gewalt hat überall gesiegt und überall wird sie von fürchterlichen und unsichtbaren Feinden umringt, die sie zwingen, sich mit stehenden Heeren zu umgeben, mit Sbirren, mit Bravi, sich gegen das Gift zu sichern, sich mit Panzerhemden zu bekleiden und — was noch schlimmer ist — die Hand dem Concile von Trient, der Inquisition,

dem Index zu reichen. Das Fieber der Kämpfer auf den öffentlichen Plätzen und auf den Schlachtfeldern ist verschwunden, mit ihm aber auch das Leben. Die Ordnung herrscht überall; die Ordnung aber ist der Tod der Völker."

„Und wohin werdet Ihr gehen, wenn Ihr Italien verlasset?"

„Wo es Revolutionen gibt, Monseigneur; vielleicht nach England, wahrscheinlich nach Frankreich."

„Und wenn Ihr nach Frankreich kämet, würdet Ihr mir dann etwas verdanken wollen?"

„Ich würde mich glücklich und stolz fühlen, Euch Alles zu verdanken, Monseigneur."

„Herr Mazarin, ich hoffe, wir werden uns wiedersehen."

„Das ist mein sehnlichster Wunsch."

Und der geschmeidige Neapolitaner verbeugte sich bis zur Erde, während er sich, rückwärtsschreitend, aus dem Zimmer entfernte.

„Ich habe sagen hören," murmelte Richelieu vor sich hin, „daß die Ratten ein Schiff verlassen, welches scheitern wird; aber ich wußte noch nicht, daß sie es thun, um das zu erklettern, welches dem Sturme die Spitze bieten wird."

Dann fügte er leise hinzu:

„Dieser junge Capitän wird es weit bringen, besonders wenn er die Uniform mit dem Priesterrocke vertauscht."

Darauf erhob sich der Cardinal und ging nach dem Vorgemache, welches er in Gedanken versunken durchschritt, so daß er einen aus Frankreich angekommenen Courier nicht bemerkte.

Latil machte ihn auf denselben aufmerksam.

Der Cardinal gab dem Courier ein Zeichen, näher zu treten.

Dieser übergab ihm einen Brief aus Frankreich.

„O! O!" sagte der Cardinal, welcher bemerkte, daß

der Bote ganz mit Staub bedeckt war, „wie es scheint, hat der Brief, den Ihr mir bringt, Eile."

„Er ist sehr wichtig, Monseigneur."

Richelieu nahm den Brief und öffnete ihn; er enthielt nur wenige Worte, diese waren indeß, wie man sehen wird, von einer gewissen Wichtigkeit.

„Fontainebleau, 17. März 1630.

„Der König reiste nach Lyon ab, kam aber nur bis Troyes.

„Kehret nach Fontainebleau zurück! — Verliebt! — Seh't Euch vor!

„N. S. Fünfundzwanzig Pistolen dem Ueberbringer, wenn er vor dem 25. d. M. anlangt."

Der Cardinal überlas zwei- oder dreimal den Brief, der mit zwei Anfangsbuchstaben unterzeichnet war, welche ihm sagten, daß er von Saint-Simon sei. Dieser hatte nicht die Gewohnheit, ihm falsche Mittheilungen zu machen; diese jedoch erschienen ihm so unwahrscheinlich, daß er daran zweifelte.

„Gleichviel!" sagte er. „Hole mir den Grafen Moret!" gebot er dann Latil. „Er ist im Zuge."

„Monseigneur wissen," sagte Latil lachend, „daß der Graf von Moret seine schöne Geißel nach Briançon bringt."

„Suche ihn auf, wo er ist und um ihn zu bewegen, ohne Zögern zurückzukehren, sage ihm, er sei es, dem ich den Auftrag ertheilen wollte, die Nachricht von der Einnahme Pignerols nach Paris zu überbringen."

Latil verbeugte sich und ging.

XXIV.

Aurora.

Wie wir es in einem unserer vorhergehenden Capitel sagten, war Ludwig XIII. in eine Melancholie versunken, welche durch nichts verbannt werden konnte. Ihn marterte das Drängen seiner Mutter; er zitterte bei dem Gedanken, seinen Bruder durch die demselben zuletzt gewährten Gunstbezeigungen zu mächtig gemacht zu haben; er wußte, daß die Königin Anna, trotz seines ausdrücklichen Verbotes, fortfuhr, den spanischen Gesandten zu sehen; der Cardinal, d. h. seine politische Seele, fehlte ihm und das Alles versetzte ihn in die trübste Laune.

Was ihn bei diesem unablässigen Kampfe ganz besonders entnervte, war der Umstand, daß er mit jener instinctmäßigen geistigen Klarheit, die Gott ihm in gewissen Augenblicken verlieh, einsah, daß Richelieu für den Ruhm Frankreichs nothwendiger sei, wie er selbst und daß gleichwohl die ganze Welt, die ihn umgab, nur seinen Narren L'Angely und Saint-Simon, den er zu seinem Oberstallmeister ernannt hatte, ausgenommen, sich entweder offen gegen den Mann erklärte, den er für nothwendig hielt, oder feindlich gegen denselben intriguirte.

Es gibt immer und zu allen Zeiten eine Welt, welche sich die Welt der rechtschaffenen Leute nennt, die sich gegen neue oder edle Ideen erhebt und welche die Vergangenheit, das heißt das Gebräuchliche, gegen die Zukunft vertheidigt, das heißt gegen den Fortschritt. Diese Welt ist des status quo, welche die Regungslosigkeit gegen die Bewegung vertheidigt, den Tod gegen das Leben, und die in Richelieu einen jener Revolutionäre erblickte, welche das Land freilich läutern, es dabei aber aufregen. Richelieu war nun offenbar nicht nur

der Feind dieser rechtschaffenen Leute, sondern auch der der katholischen Welt. Ohne ihn hätte Europa eines tiefen Friedens genossen; Piemont, Spanien, Oesterreich und Rom, die an demselben Tische saßen, hätten ruhig, ein Blatt nach dem anderen, die Artischocke verzehrt, welche man Italien nennt. Oesterreich hätte Mantua und Venedig genommen; Piemont Monferrat und Genua; Spanien das Mailändische, Neapel und Sicilien; Rom Urbino, Toscana und die kleinen Herzogthümer; und das sorglose und ruhige Frankreich hätte von der Höhe der Alpen diesem Löwenmahle zugesehen, zu dem es nicht eingeladen war. Wer widersetzte sich also dem Frieden? Richelieu, Richelieu allein. Das war es, worauf der Papst hindeutete; das war es, was Philipp IV. und der Kaiser laut verkündeten; das war es endlich, was im Chore die Königin Maria von Medicis, die Königin Anna von Oesterreich und die Königin Elisabeth von England sangen.

Nach diesen großen Stimmen, welche Anathema über den Minister riefen, kamen die geringeren Stimmen, die des Herzogs von Guise, der gehofft hatte, mit bei diesem Kriege zu sein, der aber nicht dabei war, und sich nun in sein Gouvernement der Provence flüchtete; Créqui, Gouverneur der Dauphiné, welcher sich für berechtigt hielt, das Connetabelschwert von seinem Schwiegervater zu erben; Lesdiguières; Montmorency, dem dieses Schwert versprochen worden war und der es seinen Händen entschlüpfen zu sehen fürchtete, nachdem er sich gegen den Cardinal geweigert hatte, den Herzog von Savoyen zu entführen; endlich alle die großen Herren: die Soissons, die Condé, die Conti, die Elboeuf, die über die Hartnäckigkeit des Cardinals erschraken, alle ersten Häuser des Königreiches zu demüthigen und auszuplündern.

Ungeachtet und vielleicht sogar wegen alles Dessen hatte Ludwig XIII. sich entschlossen, Paris zu verlassen und das seinem Minister gegebene Versprechen zu halten, zu ihm nach

Italien zu kommen. Es versteht sich von selbst, daß dieser Entschluß, welcher den König wieder unter die unmittelbare Vormundschaft des Cardinals stellte, die beiden Königinnen zu lautem Geschrei brachte und sie erklärten, daß sie dem Könige nach Italien folgen würden.

Sie hatten dazu einen vortrefflichen Vorwand: ihre Sorge für die Gesundheit des Königs.

Ungeachtet aller Widersprüche hatte der König den Cardinal von seiner Abreise benachrichtigen lassen und war auch in der That am 21. Februar nach Lyon aufgebrochen. Der Weg, den er verfolgen wollte, ging durch die Champagne und Burgund; die beiden Königinnen und der Ministerrath sollten in Lyon zu ihm stoßen.

Aber die Sachen waren nicht dazu bestimmt, so ruhig vor sich zu gehen. Am Tage nach dem, an welchem der König Paris verlassen hatte, legte sein Bruder Gaston, der bis dahin nicht wagte, Orleans zu verlassen, die Strecke nach Paris mit Postpferden zurück, zog mit großem Lärm ein in die Hauptstadt und trat gegen neun Uhr Abends plötzlich bei der Königin-Mutter ein, die ihren Cercle hielt.

Maria von Medicis stand ganz verwundert auf, stellte sich zornig, verabschiedete ihre Damen und schloß sich mit Gaston in ihrem Cabinet ein, in welches kurz darauf die Königin Anna durch eine geheime Thür eintrat.

Hier wurde der durch die Königin Maria ewig erneuerte vorgeschlagene Vertrag geschlossen, daß Monsieur, im Falle der König stürbe, die Königin Anna heiraten sollte. Diese Vermälung wäre für die Königin Maria eine verlängerte Regentschaft gewesen und gern hätte sie es Gott verziehen, wenn er ihr ihren ältesten Sohn raubte und ihr dafür diesen Ersatz gewährte. Sie war auch, verblendet durch ihren Vortheil, die Einzige, welche es bei diesem Vertrage aufrichtig meinte, denn sie arbeitete dabei ganz entschieden zu ihrem eigenen Nutzen.

Der Herzog von Orleans hatte sein Abkommen mit dem

Herzog von Lothringen geschlossen, in dessen Schwester er verliebt war, und hegte keineswegs die Absicht, die Witwe seines Bruders zu heiraten, welche, wie wir wissen, sieben Jahre älter war wie er und bei der er sich überdies an das unangenehme Ereigniß mit Buckingham erinnerte. Die Königin Anna ihrerseits verabscheute Monsieur, und da sie ihn noch mehr verabscheute als verachtete, vertraute sie seinem Worte nicht; dessenungeachtet wurden alle möglichen Versprechungen ausgetauscht und damit Niemand ahnen sollte, was in dem Cabinet vorgegangen sei, man auch überdies die Anwesenheit der Königin Anna in demselben nicht wußte, wurde am nächsten Tage das Gerücht verbreitet, der Herzog von Orleans sei nur nach Paris gekommen, um seiner Mutter zu erklären, daß er bei seiner Liebe für die Tochter des Herzogs von Mantua beharre und daß er fest entschlossen sei, die Abwesenheit seines Bruders zu benützen, um sich mit der Princeß zu vermälen.

Dieses Gerücht wurde dadurch bestätigt, daß Maria von Medicis am nächsten Morgen die junge Princeß zu sich nach dem Luxemburg bescheiden ließ und sie beinahe wie eine Gefangene bei sich zurückbehielt.

Gaston seinerseits schlug einen so gewaltigen Lärm über diesen Widerstand gegen seine theuersten Wünsche, daß alle Unzufriedenen anfingen, sich um ihn zu sammeln und daß man ihm zu verstehen gab, wenn er wollte, so würde man sich während der Abwesenheit des Königs offen gegen Richelieu erklären. Man gab ihm die Versicherung, er werde sich dann bald an der Spitze einer Partei erblicken, welche stark genug wäre, nicht nur gegen Richelieu aufzutreten, sondern auch gegen Ludwig XIII. selbst, dessen Sturz wohl auf den seines Ministers folgen könnte. Eine Thatsache von hoher Wichtigkeit ließ einen Augenblick glauben, Gaston hätte die ihm gemachten Vorschläge angenommen. Der Cardinal von La Valette, Sohn des Herzogs von Epernon, und der Erzbischof von Lyon, Bruder des Herzogs von Richelieu,

— eben der, welcher sich während der Pest so muthig benommen, hatten zu gleicher Zeit einen Besuch bei dem Herzog von Orleans gemacht. Dieser empfing den Cardinal von La Valette mit der ausgesuchtesten Artigkeit, den Bruder Richelieu's aber ließ er im Vorzimmer, ohne ihn eines Wortes oder nur eines Blickes zu würdigen.

Gleich am Tage nach der Ankunft Gaston's in Paris hatte die Königin-Mutter an Ludwig XIII. geschrieben, um ihm diese Rückkehr anzuzeigen, welche für Alle unerwartet war, für sie selbst aber wahrscheinlich nicht. Von der Unterredung zwischen Gaston und der Königin Anna, so wie von dem, was zwischen beiden abgemacht worden war, sagte sie selbstverständlich kein Wort; dagegen betonte sie ganz besonders die Liebe Gastons für Maria von Gonzaga.

Ludwig, der bereits in Troyes war, verkündete nach dem Empfange des Briefes seiner Mutter, daß er nach Paris zurückkehren würde; in Fontainebleau aber meldete ihm ein Courier, daß Gaston, sobald er die Rückkehr des Königs erfahren hätte, nach seiner Besitzung Limours abgereist sei.

Drei Tage darauf traf die Nachricht ein, daß der König statt nach Paris zurückzukehren, seine Ostern in Fontainebleau halte.

Was hatte den König zu diesem neuen Entschlusse bestimmt? Das wollen wir sogleich sagen.

An dem Abend, an welchem im Luxemburg die Berathung zwischen der Königin-Mutter, Gaston von Orleans und der Königin Anna gehalten worden war, fand diese Letztere, als sie in ihre Gemächer zurückkehrte, Frau von Fargis, die eben aus Spanien zurückkehrte, wohin sie, wie wir wissen, geschickt worden war, um die Politik ihres Gemals zu ermuthigen, der zu erschlaffen schien.

Da der Krieg zwischen Piemont und Frankreich entschieden war, bedurfte es dieser Unterstützung in Madrid nicht mehr und zur großen Freude der Königin Anna wurde Frau von Fargis nach Paris zurückberufen.

Die Königin stieß daher einen Freudenschrei aus, als sie Frau von Fargis erblickte, und als dieselbe ein Knie beugte, um ihr die Hand zu küssen, zog sie sie empor, umarmte und küßte sie.

„Ich sehe," sagte Frau von Fargis lächelnd, „daß ich während meiner langen Abwesenheit nichts von der Gunst Eurer Majestät eingebüßt habe."

„Im Gegentheil, meine liebe Freundin," sagte die Königin, „Eure Abwesenheit ließ mich Eure Treue würdigen, und nie bedurfte ich Eurer so sehr, wie diesen Abend."

„Dann komme ich ja zur glücklichen Stunde und ich hoffe meiner gnädigen Gebieterin zu beweisen, daß ich mich in der Ferne wie in der Nähe nur mit ihr beschäftige. Aber lasset hören, was es so Wichtiges gibt, daß es die Anwesenheit Eurer demüthigen Magd nothwendig macht?"

Die Königin erzählte ihr die Abreise des Königs, die Ankunft Gastons und die Art von Vertrag, welche die Folge davon gewesen war.

„Und Eure Majestät trauen Eurem Schwager?" fragte Frau von Fargis.

„Nicht im Geringsten; das Versprechen, welches er mir gab, hat keinen anderen Zweck, als meine Besorgnisse einzuschläfern und mich dahin zu bringen, in Geduld zu warten."

„Ist denn der König kränker?"

„Moralisch, ja; physisch, nein."

„Das Moralische ist bei dem Könige Alles, wie Ihr wißt."

„Was ist aber dann zu thun?" fragte die Königin.

Leiser fügte sie hinzu:

„Ihr wißt, meine Liebe, daß die Astrologen versichern, der König werde das Zeichen des Krebses nicht überleben."

„Ich habe Eurer Majestät ein Mittel vorzuschlagen."

Die Königin erröthete.

„Ihr wißt wohl, daß ich es nicht annehmen kann!“ sagte sie.

„Das ist ärgerlich, denn es wäre das beste; der Beweis dafür ist, daß meine Ansicht mit der des Königs von Spanien, Philipp IV., zusammentrifft.“

„Mein Gott!“

„Wollt Ihr Euch lieber auf das Versprechen dieses Menschen verlassen, der noch nie sein Wort gehalten hat?“

Die Königin bewahrte einige Augenblicke das Schweigen. Ihr Gesicht an dem Busen ihrer Vertrauten bergend, sagte sie endlich:

„Angenommen nun, meine liebe Fargis, daß ich mit der Erlaubniß meines Beichtvaters das Mittel anwenden wollte, zu dem Ihr mir rathet, — ach, ich schäme mich schon, wenn ich nur daran denke — vorausgesetzt also, ich nähme Euer Mittel an, so würde das doch jedenfalls erst in der äußersten Noth geschehen. Könnte man nun nicht bis dahin andere versuchen?“

„Wollt Ihr mir gestatten, meine theure Gebieterin,“ sagte Frau von Fargis, indem sie die Hingebung der Königin benützte, um einen Arm um deren Hals zu schlingen, während sie ihre wie Diamanten funkelnden Augen auf sie richtete, „wollt Ihr mir gestatten, Euch von dem Hofe Heinrichs II. eine Legende zu erzählen, welche sich auf die Königin Katharina von Medicis bezieht?“

„Erzählet, meine Theuere,“ sagte die Königin, indem sie mit einem Seufzer ihren Kopf auf die Schulter der Sirene sinken ließ, deren Stimme anzuhören sie die Unklugheit begangen hatte.

„Nun wohl! Die Legende sagt, daß die Königin Katharina von Medicis, welche in dem Alter von vierzehn Jahren nach Frankreich kam und sogleich mit dem König Heinrich II. vermält wurde, ebenso wie Eure Majestät eilf Jahre verheiratet war, ohne Kinder zu bekommen.“

„Ich bin seit vierzehn Jahren vermält!“ sagte die Königin.

„Das heißt,“ sagte Frau von Fargis lachend, „die Vermälung Eurer Majestät rührt vom Jahre 1616 her, die wirkliche Heirat aber erst von 1619.“

„Das ist wahr!“ sagte die Königin. „Und woher rührte die Unfruchtbarkeit der Königin Katharina? König Heinrich II. besaß, wie ich glaube, nicht denselben Widerwillen gegen unser Geschlecht wie Ludwig XIII. und Diana von Poitiers ist dafür der Beweis.“

„Gegen die Frauen hegte er allerdings keinen Widerwillen, wohl aber gegen seine Frau.“

„Glaubt Ihr, Fargis, daß der König gegen mich persönlich Widerwillen empfindet?“ fragte lebhaft die Königin.

„Ventre saint-gris! Wie der König, sein Vater sagte. und wie noch jetzt der Graf von Moret, auf den Ihr viel zu wenig achtet, sagt; — Widerwillen gegen Eure Majestät? Da müßte er wahrlich schwer zu befriedigen sein!“

Dann sah sie die Königin, welche dieser Zweifel zu reizen schien, mit Blicken an, wie Sappho es gethan haben würde, und fuhr fort:

„Wo könnte er solche Augen, einen solchen Mund, solche Haare und —“ — sie strich mit der Hand über den gewölbten Hals der Königin — „eine solche Haut finden? Nein, nein, meine Königin, Ihr seid schön unter den Schönsten. Aber zu ihrem Unglück besaß Katharina von Medicis keinen einzigen von allen diesen Vorzügen. Im Gegentheil! Sie war geboren von einem Vater und einer Mutter, die an der abscheulichen Krankheit litten, welche damals allgemein herrschte, und hatte die kalte, feuchte Haut der Schlangen.“

„Was sagt Ihr mir da, meine Liebe?“

„Die Wahrheit. — Wenn daher der junge König, der an die weiße und atlasweiche Haut der Frau von Brézé gewöhnt war, diese lebendige Leiche an seine Seite gleiten fühlte,

rief er aus, es sei nicht eine Blume aus dem Garten Pitti, die man ihm geschickt hätte, sondern ein Wurm aus der Gruft der Medicis."

„Schweig', Fargis! Du machst, daß ich fröstle!"

„Nun wohl, meine schöne Königin, wer besiegte diesen Widerwillen, den König Heinrich gegen seine Gemalin empfand? Die, welcher daran lag, daß derselbe aufhörte, eben jene Diana von Poitiers, welche, wenn der König ohne Kinder starb, der Macht eines andern Herzogs von Orleans verfiel, der nicht viel mehr werth war, als der uns'rige."

„Wohin willst Du eigentlich kommen?"

„Dahin, daß wenn der König in ein Weib verliebt würde, von dessen Ergebenheit wir vollkommen überzeugt sein könnten, diese Frau den König, Dank seinen religiösen Gefühlen, bald zu Eurer Majestät zurückführen würde, und daß dann —"

„Nun?"

„Nun, daß dann der Herzog von Orleans von uns abhängig wäre, statt daß wir es jetzt von ihm sind."

„Ach, meine arme Fargis," sagte die Königin kopfschüttelnd, „König Heinrich II. war ein Mann."

„Ist denn König Ludwig XIII. das nicht —?"

Die Königin antwortete durch einen Seufzer.

„Und dann —" sagte sie darauf, „wo könntest Du eine Person finden, die ergeben genug wäre?"

„Ich habe sie schon gefunden," entgegnete Frau von Fargis.

„Und schöner als —"

Die Königin hielt inne. Hingerissen durch ein erstes Gefühl des Unwillens oder des Zweifels hatte sie sagen wollen: „Schöner als ich?"

Die Fargis verstand sie.

„Schöner als Ihr, meine Königin?" sagte sie. „Nein, denn das ist nicht möglich. Aber sie besitzt eine andere Art der Schönheit. Ihr seid die in ihrer ganzen Pracht aufgeblühte

Rose; sie ist die Knospe, so daß man sie in ihrer ganzen Familie nicht anders nennt, als die Aurora."

„Und gehört dieses Wunder wenigstens einem guten Hause an?" fragte die Königin.

„Einem ganz vortrefflichen. Sie ist die Enkelin der Frau von Flotte, der Oberhofmeisterin der Ehrendamen der Königin-Mutter, die Tochter des Herrn von Hautefort."

„Und Ihr sagt, daß dieses Mädchen mir ergeben sein würde?"

„Sie würde Ihr Leben für Eure Majestät hingeben, und," fügte sie lächelnd hinzu, „vielleicht auch noch mehr."

„Ist sie denn auf die Rolle vorbereitet, die man sie spielen lassen will?"

„Ja."

„Und sie nimmt dieselbe mit Ergebung an?"

„Mit Enthusiasmus! — Das Wohl der Kirche, Majestät! Wir haben für Euch ihren Beichtvater und den Leibarzt des Königs —"

„Was hat Bouvard dabei zu thun?"

„Er wird den König überreden, daß er nur durch zu große Enthaltsamkeit krank ist."

„Einen Mann, der jährlich zweihundertmal zur Ader läßt oder abzuführen einnimmt? — Das wird sehr schwierig sein!"

„Er übernimmt es."

„So ist also schon Alles geordnet?"

„Es fehlt nur noch die Zustimmung Eurer Majestät."

„Aber ich müßte wenigstens dieses Wunder, diese Aurora, sehen, kennen lernen, befragen."

„Nichts ist leichter, Eure Majestät. Sie befindet sich hier."

„Wie so, hier?"

„In dem Cabinet, in welchem sich auch Fräulein von Lautrec befand, die uns der Herzog von Richelieu gerade

in dem Augenblick entführt hat, als der König anfing, sich mit ihr zu beschäftigen. Aber jetzt ist Richelieu nicht mehr hier."

„Sie ist also wirklich dort?"

„Ja, Madame!"

Die Königin sah Frau von Fargis mit einem Blicke an, in welchem man einen Anflug von Zorn lesen konnte.

„Ihr seid erst seit heute wieder hier, und habt schon das Alles vollbracht?" sagte sie. „Wahrlich, Ihr habt keine Zeit verloren, meine Freundin."

„Ich bin seit drei Tagen zurück, aber ich wollte Eure Majestät nicht eher sehen, als bis Alles bereit wäre."

„So! Und jetzt ist Alles bereit?"

„Ja, Madame. Aber wenn Eure Majestät das erste Mittel anwenden wollen, welches ich Euch vorschlug, kann das Alles noch aufgegeben werden."

„O nein! O nein!" entgegnete lebhaft die Königin. „Saget Eurer jungen Freundin, daß sie eintreten darf."

„Nennet sie Eure treue Dienerin."

„Sie möge eintreten."

Frau von Fargis ging zu der Thür im Hintergrunde und öffnete sie.

„Kommt, Henriette," sagte sie. „Unsere theuere Königin willigt ein, Eure Huldigungen zu empfangen."

Das junge Mädchen stieß einen Freudenruf aus und stürzte in das Zimmer.

Als die Königin sie erblickte, brach auch sie in einen Schrei aus, — einen Schrei des Erstaunens und der Bewunderung.

„Findet Ihr sie schön genug?" fragte Frau von Fargis.

„Zu schön vielleicht!" entgegnete die Königin.

Ende des vierten Theiles.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Prospect.

Sammlungen von Gedanken, Aphorismen, schönen Stellen aus den besten Schriftstellern sind von jeher vorzüglich geschätzt und als die nützlichste und angenehmste Lektüre betrachtet worden. Ja, viele Schriftsteller haben es am besten gefunden, gar nichts Anderes mitzutheilen, als kurze Sätze — die Blüthen ihres Denkens, die Früchte ihres Erlebens; sie sind befruchtende Gedankenkeime und eine Bereicherung echter Lebensweisheit. — Besonders glücklich läßt sich eine solche Auswahl bei den Autoren **unserer Nation** treffen, denn eben die Fülle der Gedanken, die Schönheit und Sittlichkeit der Gesinnung, die Innigkeit der Gefühle, wie sie in einzelnen Stellen sich hervorthun, sind es, die den **deutschen** Schriftsteller vor Andern auszeichnen.

Wir haben daher sowohl der Literatur, als auch dem Publikum, dem weder Zeit noch Mittel zur Verfügung stehen, sich die **vollständigen Werke** unserer Classiker anzuschaffen und solche zu durchlesen, einen Dienst zu erweisen gehofft, indem wir eine **Auswahl des Besten und Schönsten** aus unseren berühmtesten, sowie aus jenen Schriftstellern veranstalteten, die es verdienen, mindestens in diesen Denkmalen, der Vergessenheit entrissen zu werden.

Unsere Hoffnung hatte sich auf das Beste erfüllt, denn die Theilnahme der **deutschen Nation** an unserem Werke war eine außergewöhnliche, weshalb wir uns veranlaßt sehen, hiermit die

Dritte Auflage

des Geist deutscher Classiker.

Eine Blumenlese ihrer geistreichsten und gemüthvollsten Gedanken, Maximen und Aussprüche.

Herausgegeben von Ernst Freiherrn von Feuchtersleben,

Verfasser der Diätetik der Seele 2c.

vertrauensvoll dem deutschen Lesepublikum erneuert in die Hände zu legen.

Die Sammlung besteht aus zehn Lieferungen:

1. Goethe. — 2. Schiller. — 3. Herder. — 4. Hippel. — 5. Klinger. — 6. Lessing. — 7. Lichtenberg. — 8. Wieland. — 9. Benzel-Sternau. — 10. Jean Paul.

Jede dieser Lieferungen bildet ein für sich bestehendes Ganzes.

Um die Anschaffung dieser Sammlung — welche noch dadurch einen besonderen Werth gewinnt, daß sie von **Feuchtersleben**, dem bekannten großen Menschenkenner und tiefen Denker, zusammengestellt wurde — Jedermann möglich zu machen, entschlossen wir uns, die dritte Auflage nicht auf einmal vollständig herauszugeben, sondern vielmehr in **10 Lieferungen**, von denen jede im Umfange von cirka 10 Bogen den äußerst geringen Preis von

7½ Ngr. Pr. C. = 40 kr. ö. W. = 27 kr. südd. W. hat.

Die Ausstattung der dritten wohlfeilen Auflage ist eine besonders schöne.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen an.

A. Hartleben's Verlag.